



Rezensionen und Anzeigen

Ekkehard Weber: Verena Fercho, Die stadtrömische *supplicatio* in republikanischer Zeit. Formierungen eines Ritualkplexes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2023. (Studien zur Alten Geschichte. 35.) 313 S. ISBN 978-3-949189-48-7 3

Ekkehard Weber: Susanne Froehlich, Reisen im römischen Reich. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2023. (Seminar Geschichte.) X + 246 S. Ill. ISBN 978-3-11-076323-2. PDF 978-3-11-076358-4. EPUB 978-3-11-076365-2 4

Sonja Schreiner: Tim Helme, Exemplarisches Krisenwissen. Gender in Narrativ und Narration des frühen Prinzipats. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Hypomnemata. 217.) 329 S. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-30228-6 5

Sonja Schreiner: Lothar Williams (Hg.), Interkulturalität in der Antike. Von Kelten, Römern, Griechen, Etruskern und Germanen. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2023. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 115.) 240 S. Ill. ISBN 978-3-98940-008-5 10

Greti Dinkova-Bruun: Randolph Lukasz, Josephus Latinus, Antiquitates Judaicae, Buch 6 und 7. Einleitung, Edition und Kommentar zur Übersetzungstechnik. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2022. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 112.) 296 S. ISBN 978-3-86821-969-2 14

Walter Stockert: Yannik Brandenburg (ed.), Aulularia sive Querolus. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2023. (Bibliotheca Teubneriana. 2045.) XXIV + 64 S. ISBN 978-3-11100-033-6 17

Sonja Schreiner: Oliver Hellmann – Arnaud Zucker (eds.), On the Diffusion of Zoological Knowledge in Late Antiquity and the Byzantine Period. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2023. (Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption. AKAN-Einzelschriften. 14.) 196 S. ISBN 978-3-86821-982-1 18

Sonja Schreiner: Estudios sobre Galeno Latino y sus fuentes. Edición, a cargo de María Teresa Santamaría Hernández. Cuenca: Ediciones de la Universidad de Castilla-La Mancha 2021. (Escuela de Traductores de Toledo. 19.) 392 S. ISBN 978-84-9044-466-5 (edición impresa). ISBN 978-84-9044-467-2 (edición electrónica) 23

Sonja Schreiner: Georgius Gemnicensis: Ephemeris sive Diarium peregrinationis transmarinae. Georg von Gaming: Martin Baumgartners Pilgerreise nach Ägypten, auf den Berg Sinai, ins Heilige Land und nach Syrien in den Jahren 1507 und 1508. Einleitung, Edition und Kommentar von Hermann Niedermayr. Übersetzung von Gerhard Frenner. Band 1: Einleitung, Text und Übersetzung. Band 2: Kommentar, Appendix und Literaturverzeichnis. Wien-Köln: Böhlau 2023. 1540 S. Ill. ISBN 978-3-205-21675-9 32

Sonja Schreiner: Marian Nebelin, Europas imaginierte Einheit. Kulturgeschichte und Antike-rezeption bei Stefan Zweig. Köln: Böhlau 2024. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte. 96.) 386 S. ISBN 978-3-412-52325-1 36

Nina Aringer: Verena Bartoszek – Verena Daténé – Sabine Lösch – Inge Mosebach-Kaufmann – Gregor Nagengast – Christian Schöffel – Barbara Scholz – Wolfram Schröttel. Beratung: Theo Wirth (Wortschatz und Grammatik). Illustrationen: Miriam Koch, VIVA Gesamtband. Lehrgang für Latein ab Klasse 5 oder 6. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014. 336 S. Ill. ISBN 978-3-525-71093-7 40

Sonja Schreiner: Asmus Trautsch, Der Umschlag von allem in nichts. Theorie tragischer Erfahrung. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2020. (Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Sonderbände. 43.) XI + 876 S. ISBN 978-3-11-055052-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-055149-5. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-055080-1. ISSN 1617-3325 42

Herausgeber: *Herbert Bannert*

Fachberatung und wissenschaftliches Lektorat: *Kurt Smolak*

Redaktion: *Sonja Schreiner* / Titelbild: *Sonja Reisner – Raimund Merker*

Rezensionsangebote erbeten an: klass.phil.rezensionen@univie.ac.at

Verena F e r c h o, Die stadtrömische *supplicatio* in republikanischer Zeit. Formierungen eines Ritualkomplexes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. Verlag Antike 2023. (Studien zur Alten Geschichte. 35.) 313 S. ISBN 978-3-949189-48-7

Die *supplicatio* ist ein zunächst spontaner, später dann verordneter Bitt- oder Dankgottesdienst, bei dem anfangs der Bittcharakter deutlich überwogen hat: In dem vermutlich ältesten überlieferten Beispiel sind es die Frauen, die in der (gewiss sagenhaften) Coriolan-Affäre in und bei allen Heiligtümern um Abwendung der Bedrohung flehen – bekanntlich sind es dann auch die Frauen, die unter der Führung der Mutter des Coriolanus diesen zur Aufgabe seiner kriegerischen Pläne bringen. Was in einem Bauerndorf noch möglich gewesen sein mochte, ging in einem größeren Gemeinwesen mit unterschiedlichen Interessenslagen der Bewohner nicht mehr, und so bemächtigte sich der Senat bald einer Art „Anordnungsbefugnis“, vor allem, als diese Form der religiösen Manifestation auch zur Sühnung von Prodigien eingesetzt wurde, deren Vorliegen nur von einer (senatorischen) Priesterschaft verbindlich festgestellt werden konnte. Das verstärkte sich noch, als die *supplicatio* auch zum Dankgottesdienst wurde, etwa für Siege, die eine unmittelbare Gefahr für die Stadt abgewandt hatten, und dann für bedeutende militärische Erfolge überhaupt, sodass die *supplicatio* – und ihre Dauer – geradezu ein Prestigeobjekt für bedeutende Heerführer und Politiker wurde. Noch Augustus hält ausdrücklich fest, dass für ihn fünfundfünfzig Mal eine *supplicatio* beschlossen worden sei, mit einer Gesamtdauer von 890 Tagen (*RGDA* 4) – zweifellos eine extreme Zahl, die weder vor noch nach ihm auch nur annähernd erreicht wurde.

Untersuchungen zur *supplicatio* gab es schon bisher nicht wenige, wie auch dem Literaturverzeichnis entnommen werden kann. Dennoch sind wir für diese gut (wenn auch mit einigen Wiederholungen) strukturierte Arbeit dankbar. Erwartungsgemäß gab und gibt es unterschiedliche Meinungen über die Herkunft dieses Brauches, wobei ebenso etruskische wie griechische Einflüsse angenommen werden. Wie immer sehr vorsichtig (aber nach Meinung des Rezensenten zu Recht) scheint F e r c h o einen jedenfalls ursprünglich genuin römischen Ursprung anzunehmen (42–43). Es darf hier übrigens angemerkt werden, dass die *supplicatio* in Form eines „feierlichen Te Deum“ bis in die jüngere Vergangenheit erhalten geblieben ist (siehe auch den Schluss des ersten Aktes der Oper *Tosca*). Ob es sich dabei um eine direkte Übernahme des römischen Brauches handelt oder um eine (nahe liegende) Spontanparallele, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. F e r c h o formuliert ihre Ergebnisse meist sehr vorsichtig, fast übervorsichtig, und dass der Rezensent gelegentlich anderer Meinung ist, lässt sich bei einem so komplexen Gegenstand nicht vermeiden. Dass „durch den interaktiven und kommunikativen Charakter (der *supplicatio*?) mittels der Gestaltung (der *supplicatio*?) Umbrüche in Politik und/oder Gesellschaft herbeigeführt werden konnten“ (23), scheint mir auch abgesehen von der etwas komplizierten (und nur als Alternative formulierten) Feststellung wenig wahrscheinlich. Auch „Ritualkomplex“ ist angesichts der vor allem anfangs ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen als Begriff vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Ob die *ludi saeculares* eine *supplicatio* waren (255), ist lediglich eine Frage der Definition. – Die vorliegende zweifellos hervorragende Frankfurter Dissertation enthält – erwartungsgemäß – ein Quellenverzeichnis mit Angabe der verwendeten Ausgaben (261–267), ein eindrucksvolles Literaturverzeichnis (268–297) und mehrere Register, die das Auffinden bestimmter Stellen erleichtern.

Ekkehard Weber

Susanne Froehlich, *Reisen im römischen Reich*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter. Oldenbourg 2023. (Seminar Geschichte.) X + 246 S. III. ISBN 978-3-11-076323-2. PDF 978-3-11-076358-4. EPUB 978-3-11-076365-2

Die Universitäten – jedenfalls in Österreich – bieten für zukünftige Lehramtskandidatinnen und -kandidaten sogenannte fachdidaktische Lehrveranstaltungen an, in denen zu einem vorgegebenen Thema von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Einzelreferate zu bestimmten Teilaspekten zu halten sind. Das vorliegende, in der Reihe *Seminar Geschichte* bei Walter de Gruyter eben erschienene Buch (siehe <https://www.degruyter.com/serial/dgs%20sg-b/html>) bildet eine hervorragende Grundlage dafür, obwohl oder gerade weil das Thema „Reisen“ weder in der römischen Antike (mit einer Ausnahme) noch in der älteren wissenschaftlichen Literatur (mit einer Ausnahme) eine besondere Rolle gespielt hat. Die Arbeit ist in fünfzehn Kapitel gegliedert, mehr als genug, um für jede Semesterwoche des akademischen Jahres ein entsprechend aufbereitetes Thema zu bieten. Sie beginnt mit einem historischen Überblick, den Rahmenbedingungen, einer Übersicht über die Quellen und die neuere Forschung, es folgen „Akteure, Anlässe und Motive“ und eine Reihe von weiteren Abschnitten. In Kapitel 6 findet sich das *Iter Brundisium* des Horaz (das ist die eine der erwähnten Ausnahmen) bis zu Kapitel 13 über Ludwig Friedländer, der in seiner *Sittengeschichte Roms* bereits im 19. Jh. ausführlich auf dieses Thema eingegangen ist (das ist die zweite Ausnahme). Es soll aber angemerkt werden, dass jedem Kapitel eine Bibliographie beigegeben ist und gerade Froehlich jedenfalls als Organisatorin einer Tagung und Herausgeberin des Tagungsbandes sich schon den Seereisen gewidmet hat – siehe meine Besprechung in *Wiener Studien – Rezensionen* 132 (2019), 12–13: https://doi.org/10.1553/wst132_rez. Den Abschluss bildet, fast unvermeidlich, Asterix mit seinen wiederholten Reisen durch Gallien und das ganze römische Reich. Jedes dieser Kapitel folgt einer gewissen Ordnung: Es beginnt mit einem passenden Objekt (Inscription, Münze, Papyrus, archäologischem Zeugnis), gefolgt von einem ausführlichen Kommentar, einer Quellenstelle (in Übersetzung), der Interpretation oder Sacherklärung und schließlich konkreten Arbeitsaufgaben als Vorbereitung für ein eigenes Referat („Fragen und Anregungen“). Letztere weisen manchmal eine etwas bemüht wirkende Diktion auf, aus dem unnötigen Versuch, den Wortlaut dieser Aufgabenstellungen zu variieren.

Zwei Details mögen unabhängig von allem verdienten Lob kritisch angemerkt werden. Dass das S C auf der Rückseite von Messing- oder Bronzemünzen kein Hinweis darauf ist, dass es sich um eine „Prägung des Senats“ handle (51), sollte sich seit Konrad Kraft schon herumgesprochen haben. Auch diese Münzen sind Prägungen des Kaisers („Wessen ist das Bild und die Umschrift“?); die Buchstaben S C sind als Rest eines ursprünglich auf der Münze in Kurzform verzeichneten Ehrenbeschlusses des Senats stehen geblieben und gleichsam zu einem Hinweis auf das (Mehrfach-)Nominale geworden. Die Meinung, dass sie auf Anordnung des Senats geprägt worden wären, geht auf Mommsen zurück, der damit seine „Dyarchithese“ (Prinzipat als gemeinsame Herrschaft von Kaiser und Senat) begründet hat. Und dass am Anfang der *Tabula Peutingeriana* nur ein Blatt fehlt (237), hat zwar Konrad Miller, der Archegetes der (deutschen) *Tabula Peutingeriana*-Forschung, behauptet (und gezeichnet), glaubt aber heute niemand mehr.

Ekkehard Weber

Tim Helmke, *Exemplarisches Krisenwissen. Gender in Narrativ und Narration des frühen Prinzipats*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. (Hypomnemata. 217.) 329 S. ISSN 0085-1671. ISBN 978-3-525-30228-6

Gender(forschung) ist (endlich) in der Klassischen Philologie angekommen. Regelmäßig erscheinen große und kleine Publikation zur Agency von Frauen und Männern im Altertum; ein non-binärer Zugang bleibt noch ein Desiderat. Seinen Beitrag zur Geschlechtergeschichte leistete Tim Helmke in seiner im Rahmen des Forschungsprojekts „Die Krise ist weiblich. Soziale Struktur und diskursive Macht als Gender-Problem im klassischen Altertum“ des Projektverbunds der Universitäten Osnabrück und Göttingen entstandenen und von der Universität Osnabrück 2020 angenommenen Dissertation, die er nun in leicht überarbeiteter Form als Monographie vorgelegt hat.

In der facettenreichen „Einleitung“ widmet er sich systematisch und mit viel Literatur zunächst seiner „Forschungsfrage“: Diese besteht in der Hinwendung zu weiblichen Exempla als wesentlicher Erweiterung der (11) „Darstellung von Handlungsweisen männlicher Gestalten“ und damit im Aufzeigen der „Mechanismen weiblicher Kriseninterventionen“. Darauf folgt die Vorstellung der komplexen und mit Gendertheorie und Diskursanalyse angereicherten „Methodik und Gliederung der Arbeit“ und damit (15) „Prozesse, welche für die Konstitution von Genderidentitäten verantwortlich sind.“ Schließlich zeigt ein „Forschungsbericht“ Helmkes auf wertgeschätzten Vorläufer*innen basierenden neuen Zugang; denn (30–31) „[k]eine dieser genannten Arbeiten betrachtet allerdings die Analysekategorie des Geschlechts kontrastierend auf der Grundlage zweier Autoren, die einen Wandel der Narrative am Umbruch des Prinzipats untersucht, so die Genese dieses Geschlechterverhältnisses im diachronen Blick auf Livius und Valerius Maximus betrachtet und Gender vor dem Spiegel des jeweiligen Wertediskurses analysiert.“ Exemplarisch für die Helmkes *Hypomnemata*-Band prägende Methodik ist der Abschnitt, „Weiblichkeit am Fallbeispiel“: An Livius' *Fabia minor* zeigt er mit viel Originaltext im Haupttext und eigenen deutschen Übersetzungen in den Fußnoten (33–34) „aus ihrer weiblichen Perspektive ein Wertekonstrukt des Prinzipats [...], das die Frau in ihrer weiblichen Rolle sozial verortet. Diese Inszenierung führt zu einer Konstitution eines weiblichen Subjekts innerhalb des Diskurses und trägt damit der Bedeutung von Frauen für die moralische Integrität der frühen Kaiserzeit Rechnung. Diese weibliche Perspektive unterscheidet sich qualitativ deutlich von der männlichen Innensicht in der Krise. [...] Es können dadurch strukturelle Darstellungsverfahren offengelegt werden, die figurales Wissen geschlechtlich differenzierbar machen.“ Doch nicht nur auf Gender basierende Wahrnehmungsunterschiede sind Helmke wichtig; mindestens so bedeutend ist die historische Entwicklung, abhängig vom jeweiligen politischen System (Republik vs. Prinzipat).

„Livius und weibliche Ideale in frühromischen Krisen“ stehen am Beginn und spiegeln das augusteische Ideal (37): „Weibliche Initiative ist im Krisenkontext und im normativ inszenierten weiblichen Verhaltensrepertoire stets limitiert. Dennoch ist explizit weibliches Wissen punktuell notwendig, um erfolgreiches Krisenmanagement von Männern anzuregen oder Frauen selbst zum krisenlösenden Exemplum werden zu lassen. Es zeigt sich, dass Livius entgegen aller Ambivalenz im Verlauf der ersten Pentade sukzessiv ein normatives Weiblichkeitsbild etabliert. Dazu wird transgressives Frauenhandeln [...] stetig durch korrektive Exempla ersetzt. Ein derartiges Narrativ der Frühgeschichte spiegelt den Diskurs einer augusteischen Rom-Ideologie, die gleichermaßen auch für das Genderkonzept prägend ist. [...] Die weiblichen Wissensbestände werden auf der Grundlage defizitärer Männlichkeit zum Aus-

druck eines geschlechterspezifischen Krisenhandelns. Männliche Wertedefizite erzeugen auf Seiten der Frauen ein Spannungsverhältnis aus normativer Weiblichkeit und einer weiblichen Perspektive auf Werteideale sowie einer transgressiven Inszenierung von Frauengestalten.“ Wo Männer versagen, ergibt sich (41) „eine Leerstelle [...], die Raum für weibliches Handeln bietet.“ Tim Helme sieht hierin „transgressives Potential gegenüber Männern: [...] Gleichzeitig wird die Genderidentität der Männer dadurch dekonstruiert. [...] Die epistemische Inszenierung von Frauen erzeugt dabei die weibliche Innensicht, durch die ein Zugriff auf die entscheidenden Werte der Krisen geschaffen und somit eine epistemische Gendertransgression erzeugt wird.“ Frauen werden überdies zu (42) „Katalysatoren eines männlichen Krisenhandelns, welche die Handlungsfähigkeit von Männern initiieren.“ Helme erläutert seinen theoretischen Unter- oder Überbau mit zahlreichen aussagekräftigen Beispielen und erneuert erfreulich viel gut gewähltem Text. Der Bogen reicht von Romulus und den Sabinerinnen über Coriolans Mutter Veturia, Lucretia, Horatia und Tarpeia bis zu Cloelia, Verginia, der Vestalin Postumia, Tanaquil und Tullia (79): „Livius konstruiert auf der Folie weiblicher Tugenden eine normative Geschlechterordnung, die eine männliche Werteperspektive abbildet. Auf der Grundlage des augusteischen Wertediskurses wird dadurch die Rolle der Frau in der römischen Gesellschaft definiert [...]“ Livius positioniert ‚seine‘ Frauen an Angelpunkten der Erzählung; sie (104) „dienen Livius dazu, ein normatives Genderkonzept innerhalb des Narrativs der Königszeit zu schaffen, das in der Republik Geltung erhält. Durch diese Memoria konnte nachgewiesen werden, dass Livius die frühe Republik als Spiegel der frühkaiserzeitlichen Gender- und Werteideale nutzt und normative Handlungsweisen des augusteischen Diskurses mit der Autorität der *maiores* versieht.“

Das zweite Großkapitel, „Valerius Maximus und die weiblichen Exempla der Frühzeit“, zeigt eine andere Nuancierung, beginnend bei der Feststellung, dass im tiberianischen Narrativ Exempla aus der Frühzeit seltener sind als bei Livius (und somit im augusteischen Modell). Man muss Valerius Maximus’ (108) „Frauen-Exempla als Abbilder eines tiberianischen Normempfindens konstruiert“ sehen. Instruktiv ist Helmes Entscheidung, auf Frauenfiguren (und auch einige Männer) zurückzugreifen, die bei Livius und in den *Facta et dicta memorabilia* vorkommen, und damit die gendertheoretisch, politisch und literarisch-narrativ relevanten Unterschiede aufzuzeigen (114): „Diese Ereignisse, die in der Historiographie augusteischer Zeit noch als Krisen inszeniert wurden, erfordern in der Exempla-Sammlung des Valerius Maximus nicht nur individualisierte Werte-Exempla, sondern schaffen gleichermaßen einen ebenfalls individualisierten Hintergrund für diese. In diesem Bestreben werden nicht nur historische Details reduziert, sondern zugleich auch staatliche Krisen zu persönlichen verkürzt. Das römische Selbstbild und die teleologische Geschichtsauffassung tiberianischer Zeit ermöglichen es Valerius auf diese Weise, staatliche Dynamiken außer Acht zu lassen und die Wirkrichtung der Exempla zu verringern. In derart dargestellten Ereignissen kann exemplarisches Handeln selbst nämlich nur noch eingeschränkt auf den Verlauf einer Krise wirken, sodass moralische Wertmaßstäbe vielmehr außerhalb der Kriegsbedrohung als Exempla konstruiert werden.“ Krisen entstehen (116) „im Rahmen der Nahbeziehungen“. Das bedeutet (117): „Krisen, die in historiographischer Darstellung augusteischer Zeit noch als staatsgefährdend inszeniert wurden, bildet Valerius Maximus auf einer sozialen Ebene ab. Die Beziehungen von Einzelpersonen zueinander repräsentieren dagegen die Krisenhaftigkeit.“ Valerius Maximus’ Darstellung ist vor dem Hintergrund der römischen Wertbegriffe geprägt von (125) „einer heteronormativ organisierten Geschlechterordnung. [...] So trägt die Anlage der Genderidentitäten maßgeblich dazu bei, Frauen als Folie des moralisch idealisierten Män-

nerhandelns zu inszenieren. Dabei wird deutlich, dass Männer diejenigen sind, die diese Werte aktiv verhandeln, indem sie einen Wertanspruch artikulieren, der auf dieser Folie normativer Weiblichkeit sichtbar wird.“ Valerius Maximus entwickelt (134) „eine polyphone Genderinszenierung“. Das bedeutet, exemplifiziert an den Gracchen, Frauen wie Männern, aber auch an nicht-römischen (sogenannten ‚externen‘) Beispielen: „Nicht nur die männlich organisierte Geschlechterordnung, sondern auch die eindeutig weiblich markierte Innensicht tragen zur Konstruktion der Genderidentitäten bei.“ Zudem ist Rom moralisch überlegen, und Helme konstatiert in beständiger Auseinandersetzung mit früheren Positionen in der Sekundärliteratur und aussagekräftigen Textpassagen (136): „Die weibliche Perspektive und ein weiblicher Wertezugriff sind für die Konstruktion von Weiblichkeit von zentraler Bedeutung.“ Daraus entsteht aber auch (144) „ambivalente Weiblichkeit in Abgrenzung von männlicher Exemplarität“, woraus sich ein „Problem von Rezeption und Bewertung“ ergibt: „Exemplarische weibliche Tugenden werden nämlich bei Valerius Maximus durch männliche Instanzen textintern rezipiert und erhalten damit eine normative Wirkung. Dagegen lässt sich für transgressive Genderidentitäten eine ausschließlich auktoriale Rezeption aufzeigen, die Gendertransgressionen einen spezifischen Bewertungsmechanismus zuweist.“ Wichtig sind hier abermals die Wertbegriffe (147): „Die Zuschreibung männlicher Attribute und Tugendbegriffe sowie ihre auktoriale Rezeption bilden einen tiberianischen Zugriff auf die *mores maiorum* ab. Tradierte Exempla werden auf diese Weise aktualisiert.“ Das bedingt einen starken Wandel des (163) „Weiblichkeitskonzept[s]“ und „eine gefestigte tiberianische Krisen- und Genderideologie. Die *salus rei publicae* basiert für Valerius auf einem Genderkonzept, in dem eine männliche Handlungsmacht in Krisen sichtbar wird. Diese zeigt sich in der Narration durch die Einsetzung einer männlich figurierten Rezeptionsinstanz von Weiblichkeit.“ Die Frühzeit wird als (165) „Idealbild der römischen Vergangenheit“ inszeniert, während die Bürgerkriege für eine „weiblich erzählte Degeneration“ stehen.

Der (livianisch und augusteisch dargestellten) Republik wendet sich Tim Helme in „Wertekrisen auf Distanz – Livius’ Frauen und die Verlagerung der Krise“ zu. Gerade in der dritten Dekade dienen weibliche Exempla (173) „einer patriotischen Ausrichtung des Narrativs“, woraus sich „Implikationen für die Funktion von Geschlechterdarstellungen“ ergeben, „wenn Frauen-Exempla in den Dienst einer Inszenierung patriotischer Männer-Exempla gestellt werden.“ Viele Textauszüge zeigen eine Tatsache ganz schlüssig (176): „Die Inszenierung von Weiblichkeit durch eine männlich regulierte Ordnung weiblicher Normen auf römischer Seite unterliegt dabei ideologischen Tendenzen des augusteischen Wertediskurses, die sich im vorliegenden Narrativ niederschlagen.“ Neu ist, (177) „dass nicht nur die bereits von der Forschung erkannte fehlende Individualisierung von Frauengestalten, sondern dabei auch die Rezeption durch männliche Instanzen auf römischer Seite einen wesentlichen Beitrag zur Narrativierung von Weiblichkeit leisten.“ Frauen werden zur (181) „idealtypische[n] Projektionsfläche weiblicher Werte“, und weil für römische Frauen die (183) „restriktiven Bewertungsmechanismen [...] Gendertransgressionen ausschließen“, haben „nicht-römische Frauen einen Handlungsraum“, allerdings unter einer Bedingung, nämlich „dass sie dabei für Rom eintreten.“ Als Beispiele nennt Helme Busa und unter dem aussagekräftigen Kapiteltitle (187) „Ethnizität und Gender“ Sophoni(s)ba und Damarata. Eine männliche Sonderstellung kommt Scipio zu (198): „Livius’ Narration zeigt deutlich, dass nicht-römische Weiblichkeit in erster Linie dazu genutzt wird, insbesondere männliche Werte-Exempla auf römischer Seite zu konturieren.“ Die Frau als solche wird dabei zur (203) „Charaktantin“, und Scipio geht als moralischer Sieger hervor (207): „Auf der Projektionsfläche normativer Weiblichkeit macht

seine Figur nach außen gerichtet einen durch Wertezuschreibungen geschaffenen moralischen Überlegenheitsanspruch der Römer erkennbar.“ Im Gegenzug unterliegt Karthago: „Epistemische Leerstellen kennzeichnen in Livius' Narrativ des Krieges gegen Karthago eine fehlende Handlungsfähigkeit der Gegner Roms und machen dies zu einem dezidiert nicht-römischen Genderproblem. Transgressiv auftretende Frauen waren dabei imstande, diese Leerstellen zu füllen und mithilfe weiblicher Innensichten in diesen Wertproblemen erfolgreich Einfluss auf Männer zu artikulieren. Dieses Handlungsvermögen von Frauen und ihr damit verbundenes Figurenwissen geht in der Mann-Frau-Interaktion mit einer vollständigen Dekonstruktion des Männlichen einher.“ Livius geht dabei erzähltechnisch so vor, dass er sich von unerwünschtem Moralverfall auf römischer Seite distanziert (211): „Der Leser erfährt von dieser krisenhaften Entwicklung der Sitten nicht etwa aus der auktorialen Perspektive des livianischen Erzählers oder von römischen Gewährsmännern, die als Exempla inszeniert werden. Stattdessen greift die Erzählung auffällig oft auf Außenperspektiven auf die römische Moral zurück. Musterhaft machen dabei nicht-römische Charaktantinnen die *uitia* von Römern sichtbar.“ Erzähltheoretisch ausformuliert klingt das so (223): „Die Inszenierung narrativer Distanz ist damit der augusteischen Memoria verpflichtet, die eine epistemische Variabilität der Narration dazu nutzt, dem Ideologem des frühkaiserzeitlichen Gender- und Wertediskurses nachzukommen. Problematisches kann durch die Auslagerung einer epistemischen Verantwortung zwar erwähnt, aber mittels der Bewertung durch die auktoriale Deutungshoheit flexibel in den Dienst des augusteischen Wertediskurses gestellt und damit erzählerisch unschädlich gemacht werden. Durch die Polyphonie aus Metalepsen und auktorialer Verantwortung kann ein normatives Weiblichkeitskonzept parallel zur Darstellung einer Wertekrise vermittelt werden“. Durchgehend werden Frauen jedenfalls gleichsam zu auf das Männerbild ausgerichteten ‚Werkzeugen‘ (235): „Die Konstruktion männlicher Bewertungsinstanzen ist damit im livianischen Werk Ausdruck einer normativen Geschlechterordnung.“ Das heißt (238): „Sofern die epistemischen Transgressionen von Frauen nicht dazu genutzt werden, männliches Wertewissen zu initiieren und so männliche Rezipienten weiblicher Werte-Exempla zu schaffen, wird diese Umkehr der normativen Geschlechterordnung für Livius zu einem Genderproblem, das aus der Erzählung ausgelagert wird.“

Abschließend fokussiert „Krise ohne Ende? Genderkrise zwischen Republik und Prinzipat“ noch einmal auf Valerius Maximus und die Zeit der Bürgerkriege, die (239) „im Wesentlichen über das Kriterium des Geschlechts verhandelt und der Bürgerkrieg zu einem Geschlechterproblem wird.“ Strategisch bedeutet das (240): „Dieser Mechanismus, Frauen stellvertretend für ihre Männer in den Konflikt des Bürgerkrieges einzubinden, kann als Strategie gedeutet werden, das Bürgerkriegsnarrativ zugunsten der Caesares zu gestalten.“ Bezogen auf den Prinzipat stellt sich die Sachlage anders dar; es geht um die (242) „Konstruktion prinzipaler Männlichkeit“, um „panegyrische Inszenierung der julischen Herrscher“ und um „Produktion einer systemkonformen Memoria“. Ein Bruch zwischen Republik und Kaiserzeit ist bei Valerius Maximus nicht erkennbar; ihm ist Kontinuität wichtig. Tim Helms signifikantestes Beispiel dafür ist Caesars Tochter Iulia (253–254): „Sie bricht erschüttert zusammen, als sie ein blutgetränktes Kleidungsstück ihres Mannes Pompeius erkennt und daher dessen Tod vermutet. Daraufhin erleidet sie eine Fehlgeburt [...]. Iulias Exemplum ist gezeichnet von der Feindschaft zwischen Caesar und Pompeius. In dieser Konstellation wird sie als Mutter eines Kindes in diesen Konflikt eingebunden, das als Verbindung zwischen beiden verfeindeten Seiten gedient hätte. In ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter lässt Valerius Iulia weiblich auftreten. Dennoch: Die Erzählung inszeniert die Frau im Spannungsfeld von Genderidentität-

ten, wenn sie eine eindeutig weibliche Identität als Mutter des Kindes fordert und zugleich die Verantwortung des Bürgerkrieges auf ihre Schultern lädt. Diese Verantwortung enthebt sie ihrer matronalen Rolle und erzeugt eine deutliche Genderambivalenz in Iulias Charakterisierung, indem der Verlust ihres Kindes als Unterpfand der Eintracht empathisch durch das Hyperbaton *magno [...] detrimento* abgebildet wird.“ Keine Äußerung erfolgt hingegen zu der unerträglichen, inhumanen Formulierung *partumque, quem utero conceptum habebat, subita animi consternatione et graui dolore corporis icere coacta est* = Val. Max. 4,6,4, zitiert 254], die Iulia ihr Baby gleichsam ‚werfen‘ und eben nicht – wie in der Übersetzung in n. 59 niedergeschrieben – auf die Welt bringen lässt. Der nahtlose Übergang zwischen Republik und Prinzipat wird bei Valerius Maximus zusätzlich daran sichtbar, dass in Calpurnias Traum von Caesars Ermordung Octavianus Augustus eine besondere Rolle zukommt, indem die Episode aus der Sicht des späteren Augustus erzählt wird (Val. Max. 1,7,2), der nicht nur in einer Vater-Sohn-Relation zu Caesar steht, sondern auch über (287) „moralische Autorität“ verfügt und „im Gegensatz zu seinen republikanischen Vorgängern weibliche Sitten zu regulieren imstande ist. [...] Die Exempla der Kaiserzeit vermitteln eine wesentlich veränderte Bedeutung des männlichen Geschlechts, wenn Männer selbst im Fokus der exemplarischen Aufmerksamkeit stehen oder als Bewertungsinstanz für weibliches Handeln eintreten.“

Im Schlusskapitel „Ergebnisse“ fasst Tim Helme konzis zusammen, was er im Verlauf seiner Monographie in den jedes Großkapitel beschließenden „Fazit[s]“ zwischenzeitlich subsumiert und damit die (kontrastive) Basis für die jeweils folgenden Ausführungen gelegt hat (305–306): „Diese Arbeit konnte somit unterschiedliche Strategien der Narrativierung von Geschlechterverhältnissen in Krisen zeigen, die eine veränderte exemplarische Bedeutung von Weiblichkeit durch die zugrunde liegenden Diskurse markiert. [...] Das Ziel liegt für Livius stets darin, eine normative Geschlechterordnung zu schaffen, in der das Wertewissen dezidiert bei Männern liegt. Dieser Intention unterliegen die Frauengestalten im Werk *Ab urbe condita*, das die moralischen Restaurationsbestrebungen augusteischer Zeit in die Frühzeit projiziert und dort analog zum Prinzipat männliche Garanten der römischen Moral konstruiert. Dagegen ist die Stabilität in tiberianischer Zeit für Valerius Maximus kein Anliegen der Geschichtsdarstellung mehr. [...] Mithilfe der Analysekategorie ‚Geschlecht‘ konnte gezeigt werden, dass damit nicht nur die Wogen des Bürgerkrieges in der Erzählung geglättet werden. Gleichzeitig wird so die Republik-Memoria gemäß der kaiserlichen Ideologie idealisiert.“

Eine ausführliche „Bibliografie“ und ein umfangreiches „Register“ (gegliedert in Stellen, Namen und Sachen) runden den innovativen Band ab. Tim Helme rückt so manches Genderverhältnis zurecht, gibt Frauen Agency, wo Männer versagen, zu scheitern drohen oder schlicht und einfach zu kurzichtig sind. Er scheut sich auch nicht, bislang nicht hinterfragten männlichen Führungsanspruch in Frage zu stellen. Glaubhaft wird diese Strategie dadurch, dass er die Schwierigkeiten anspricht, die Livius und Valerius Maximus bei der die Realität abbildenden und zugleich der jeweiligen Ideologie nicht zuwiderlaufenden Darstellung hatten und wie ihnen dieser Spagat als talentierten Erzählern gelungen ist. Tim Helme kann zeigen, dass hinter (und manchmal eben auch vor) jedem Mann eine Frau steht. Somit weist er (bestimmten) römischen und eben auch nicht-römischen Frauen – exakter vielleicht noch: deren Darstellung – die zentralen Rollen zu, die ihnen (vor der Welt und vor der [Literatur-]geschichte) zustehen, jedoch von patriarchalen Tendenzen (im historischen Rom ebenso wie lange Zeit in der Klassischen Philologie) überlagert waren – *ad maiorem virorum gloriam*.

Sonja Schreiner

Lothar Willms (Hg.), *Interkulturalität in der Antike. Von Kelten, Römern, Griechen, Etruskern und Germanen*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2023. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 115.) 240 S. Ill. ISBN 978-3-98940-008-5

Interkulturalität ist zu einer wichtigen Bezugsgröße in nahezu allen Lebensbereichen geworden. Die Welt ist zusammengewachsen und bekennt sich zu ihrer ‚Buntheit‘ – auch wenn man, und das gerade in den letzten Jahren, verstärkt einen anderen Eindruck haben mag. Für den Herausgeber ist die *longue durée* ebenso wichtig wie die wechselseitige, oft, aber keineswegs immer gleichberechtigte Beeinflussung beider Beweis für das immanente Entwicklungspotential des gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Miteinander ist.

Im konzisen „Vorwort“ dankt der Herausgeber – ausgeweitet auf die wissenschaftliche Kooperation über Disziplinengrenzen hinweg – folgerichtig allen am Zustandekommen des vorliegenden Bandes Beteiligten und gibt seinem Movers und einer wichtigen Hoffnung Ausdruck; die Programmatik dieser Zeilen verdient ihren Wiederabdruck (n.p. = 5): „Aufgrund der Beschäftigung mit anderen Sprachen und Kulturen und zahlreicher bereichernder Begegnungen und Freundschaften mit Menschen mit anderen kulturellen Hintergründen liegt mir das Thema Interkulturalität sehr am Herzen. So verbinde ich mit der vorliegenden Veröffentlichung den innigen Wunsch, dass dieses Kaleidoskop die Vielfalt und den Reichtum interkultureller Begegnungen erhellt und so ein wenig zu einem besseren und vor allem friedlichen Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichem kulturellem Hintergrund beiträgt, das in unserer globalisierten Welt immer wichtiger wird.“

Unmittelbar daran anschließend spricht Lothar Willms in seiner „Einleitung“ von der (9) „Konjunktur“ der Interkulturalität „in der globalisierten Welt der Gegenwart [...], auch in der Wissenschaft“, betont, dass sich die Medien gewandelt haben, „nicht aber das Phänomen [...], das wahrscheinlich so alt wie der moderne Mensch selbst ist“, und unterscheidet zwischen der – nicht zuletzt wegen derselben Klimazone – den Austausch fördernden „Ost-West-Achse des eurasischen Kontinents“ im Unterschied zur „Nord-Süd-Ausrichtung Afrikas und des amerikanischen Doppelkontinents“. Den Kelten weist Willms eine besondere Rolle im (nach)antiken Kulturtransfer zu und bezeichnet sie (10) „als erste Europäer [...], da ihre hochmobile Kultur eine weite geographische Verbreitung erlaubte, die große Teile Europas umfasste und sogar bis Kleinasien reichte. Ihre migratorische Expansion schuf ein geographisch weitgespanntes kulturelles Kontinuum und schlug eine Brücke für Kulturkontakte in beide Richtungen zwischen Mitteleuropa und der Mittelmeergegend.“ Im zweiten Teil des Vorspanntextes stellt der Herausgeber die einzelnen Abhandlungen (jeweils versehen mit einem englischen Abstract zur raschen und internationalen Orientierung) vor und ordnet sie in das Geflecht der interkulturellen Vermittlung ein. Am Ende steht – wie bei allen Beiträgen – ein informatives Literaturverzeichnis.

Aura Piccioni konzentriert sich in ihrem instruktiv illustrierten Aufsatz „Zwischen *metus* und Mythos: Kämpfende Kelten auf etruskischen Reliefs aus römischer Zeit“ auf das (13) „Keltenbild der Etrusker“. Aufgrund der „Gallierinvasionen“ standen die beiden Völker einander zumeist feindlich gegenüber. Diese negative Einstellung prägte etruskische Keltendarstellungen ebenso wie griechischer Einfluss, wie Piccioni mit viel Sekundärliteratur und ausführlichen Zitaten aus Pausanias und Livius (im Original und in Übersetzung) ausführt. Besonderes Augenmerk legt sie (unterstützt durch Abbildungen) auf Unterweltstrafen für

plündernde Gallier – stets in Verbindung mit Barbarentopik (23): „Neben ihrer Unterlegenheit im Kampf, der Kennzeichnung als Plünderer und ihrer Nacktheit sind sie auch meist mit einem Bart und einer ungepflegten Haarpracht wiedergegeben. Zudem tragen sie häufig einen Torques, einen Halsreif, der bis heute als spezifisch keltisch gilt.“ Zielführend sind *Piccioni*s Ausführungen zu etruskischen Darstellungen von Galatomachien (24) „zwischen griechischen Vorbildern und direkter Wahrnehmung“, in deren Verlauf sie Synkretismus von griechischem Einfluss und eigenen Unterweltsdämonen hervorhebt (25–26): „In der Kunst der Hellenen wurde den Darstellungen der Gallier ein noch deutlich tugendhafterer Charakter zuteil. [...] Auf den Bildträgern der Etrusker verloren sie allerdings stark an Ansehen und wurden primär als frevelhafte Plünderer dargestellt, welche den Zorn der Götter auf sich gezogen hatten. Grund hierfür dürfte der unmittelbare Kontakt der Etrusker mit den zugezogenen ‚Barbaren‘ gewesen sein.“

Dagmar S. *Wodtko* stellt „Epigraphische Kontakte: Modelle und Modifikationen der Schriftlichkeit“ vor und widmet sich in ihrer Untersuchung festlandkeltischer Zeugnisse Gallien, Norditalien und der Iberischen Halbinsel (29): „Die Verschriftlichung des Keltiberischen, Lepontinischen und (transalpinen) Gallischen ist nun nicht im Rahmen einer eigenständigen Schriftschöpfung erfolgt, vielmehr wurden in allen Fällen Schriftsysteme von Nachbarsprachen übernommen; die Vorbilder sind trotz gelegentlicher Modifikationen deutlich zu erkennen. So beginnt die keltiberische Schriftlichkeit durch die Anpassung des nordostiberischen Semisyllabars, das auch Medium der meisten gegenwärtig bekannten Texte ist. In Oberitalien wurde eine Form des nordetruskischen Alphabets adaptiert, in Gallien wird zunächst die griechische Schrift verwendet.“ *Wodtko* möchte allerdings nicht die Ablösung durch das Lateinische betrachten, sondern (30) „das Verhältnis des Festlandkeltischen zu seinen Nachbarsprachen [...]. Speziell soll die Frage gestellt werden, inwieweit die Übernahme des Schriftsystems auch mit einer Übernahme des Zwecks der Schriftverwendung einhergeht.“ Daraus ergeben sich Vergleiche mit den Praxen der Nachbarsprachen, auch unter dem wichtigen Gesichtspunkt, dass im griechischen und lateinischen Bereich „eine breite literarische Schriftlichkeit“ neben die Epigraphik tritt. In zahlreiche Paragraphen gegliedert, analysiert *Wodtko* unter Einarbeitung vieler Zeugnisse – und durchaus nachvollziehbar auch für Nichtspezialist*innen – das Keltiberische, das Gallo-Griechische und das Lepontinische, wobei praktisch-pragmatische Überlegungen im Vordergrund stehen (51–52): „Ein Vergleich der verschiedenen festlandkeltischen Corpora mit den epigraphischen Traditionen derjenigen Sprachen, von denen die Schriftsysteme bezogen wurden, hat zu unterschiedlichen Ergebnissen geführt. In allen drei betrachteten Sprachen ergaben sich sowohl Übereinstimmungen als auch Differenzen gegenüber den Denkmälern der schriftgebenden Nachbarn. Stein, Keramik und Metall waren als Träger in allen behandelten Corpora vertreten, doch spiegelt sich darin in erster Linie die Stabilität dieser Materialien, die ihre Erhaltung über Jahrtausende begünstigt und sie dadurch in heutigen Funden als prominente Schrifträger erscheinen lässt. Relativ zeitstabile Träger sind indessen auch z.B. Knochen und Geweihe, die aber unter den festlandkeltischen Zeugnissen nur marginal waren.“ Funktional konzentriert sich *Wodtko* auf Münzen, Gräber, Weihinschriften und Gesetzgebung; die Verteilung auf die drei eingangs genannten geographischen Bereiche ist unterschiedlich (53–54): „Es scheint also, dass trotz allgemeiner Übereinstimmung zwischen Inschriftenträgern und -typen die epigraphischen Corpora auf eine unterschiedliche Auswahl in der bevorzugten Verwendung der Schrift deuten. Die Auswahl wird teilweise durch die Natur der Träger reflektiert. [...] War somit die Auswahl an möglichen Schriftverwendungen zwar nicht völlig frei, so war sie doch auch

nicht durch kulturelle Kontakte gebunden, sondern bot Raum für diverse Bedürfnisse der individuellen Gesellschaften. [...] Schlüsse können nur aus bekannten Texten gezogen werden, die Charakterisierung der durchaus kleinen festlandkeltischen Corpora kann sich durch Neufunde jederzeit verändern.“

Altay Coşkun analysiert „Keltische Personennamen und keltische Personennamens-traditionen im römischen Galatien. Mit einer Fallstudie zu den Namen der Mitglieder des galatischen Koinons [*sic*] unter Nerva (*I. Ankara* I 8, 98 n.Chr.)“, arbeitet große Diversität und Kreativität heraus und nützt Namensformen zur Datierung der Inschrift im Zentrum seines Beitrags. Eine überarbeitete Liste aller Provinzstatthalter in Galatien im Zeitrahmen von Augustus bis Trajan ist als wichtiges historisches Hilfsmittel in einem Anhang (93–97) beigegeben. Coşkun spricht von (59) „spielerischer, ja geradezu experimentierfreudiger Variation“ und legt eine Typologie vor, die von der (60) „Übernahme eines fremden Namens“ über „Wahl oder Neuschaffung eines Fremdnamens wegen seines Anklanges an einen heimischen“ bis zu Übersetzungen, Hybridisierungen und regional besonders häufigen indigenen Namen (oder Übernahmen aus Drittsprachen) reicht. Coşkun betont die Buntheit der (61) „gegenseitigen Beeinflussungen der Namensschätze“, setzt mit einem geschichtlichen Überblick ein und berichtet von der Namensüberlieferung (63) „der ersten galatischen Führungspersönlichkeiten [...] in literarischen Zeugnissen“. Keltische Einflüsse – z.B. Namen mit starkem Bezug zu Tieren, v.a. zu Pferden – sind unbestreitbar und werden später durch griechische überlagert, wie an der (64) „Vorliebe für theophore Namen“ festzumachen ist. In einem weiteren Schritt gibt Coşkun einen Forschungsbericht zur (65) „Personennamenforschung Galatiens“ und erklärt als sein Ziel, (66) „auf dieser sowohl methodisch verfeinerten als auch materialmäßig erweiterten Basis ein onomastischprotopographisches Corpus Kerngalatiens zu erarbeiten.“ Das macht er in aller Ausführlichkeit in Form einer Neuedition (mit umfangreichem Fußnotenapparat) 71–82, gefolgt von ausführlichen Erläuterungen zu Namensformularen und (87) „[t]hematische[r] Indizierung“, aus der man ersehen kann, welche inhaltlichen Elemente in keltischen, griechischen oder galatischen Namensformen besonders beliebt waren. Mit einer Fülle von Detailargumenten (90–92 in kleinerer Schrifttype abgedruckt, darunter eben auch die Nennung einiger Funktionsträger) datiert Coşkun die Inschrift unter Nerva (93): „Als der Koinon-Rat der Galater um den Geburtstag des Augustus am 23. September 96 n.Chr. in Ankyra tagte, hatte er von der Ermordung Domitians am 18. September und der Nachfolge Nervas noch keine Kenntnis nehmen können.“ Mit der Verspätung von etwa einem Jahr wurde die Errichtung einer Ehrenstatue für Nerva beschlossen; Aufstellung von „Statue und Stele mit der hier besprochenen Buleutenliste“ erfolgten „zügig [...] im Januar oder Februar 98 v.Chr. [...] Bevor freilich das Kaiserhaus von dieser Ehre informiert wurde, war Nerva bereits verschieden. Die Sukzession seines Adoptivsohnes entband freilich die Galater von der Verpflichtung, die Ehrung zurückzunehmen, umzuwidmen oder auch in ähnlich aufwendiger Weise umgehend zu erneuern.“

Jörg Füllgrabe beleuchtet „Keltisch-germanische Sprach- und Kulturkontakte von der Vorgeschichte zum Frühen Mittelalter. Versuch eines vierstufigen Modells“ und konstatiert, abweichend von früheren Darstellungen, wechselseitiges Geben und Nehmen zwischen Kelten und Germanen. Stufe 1 findet in der Vor-Hallstatt- und Bronzezeit statt, Stufe 2 in der La-Tène-Zeit, Stufe 3 in der römischen Eisenzeit, und Stufe 4 entspricht (110) „einer nachantiken (Neu-)Christianisierung der (süd-)westgermanischen Sprachräume durch iro-schottische Mönche“ – mit einem sehr überschaubaren sprachlichen Einfluss. Das Abnehmen keltischer Dominanz macht Füllgrabe an Caesars *Bellum Gallicum* 1,1–4 fest, wo von den tag-

lichen Scharmützeln zwischen Galliern und Germanen die Rede ist, was Letztere zu (119) „Hyperbarbaren“ mache, und bekräftigt seine Erkenntnisse für alle vier Stufen durch archäologische Fundstücke, (115) „Namenmoden“ und sprachwissenschaftliche Details. Der zunehmende militärische Einfluss der Germanen veränderte ein langes Kontinuum (119): „Zuvor schuf die langwährende *pax Romana* einen stabilen Kontaktraum, der eine einzigartige kulturelle Symbiose zwischen Kelten, Römern und Germanen auf dem Gebiet religiöser Steinarchitektur ermöglichte.“ Doch auch Topographie unterlag einem Wandel (122): „Im Zuge der germanischen Expansion in gallorömisches Gebiet wurden auch vorgefundene keltische Orts- und Flussnamen dem germanischen Lautstand angepasst.“ Füllgrabe's Vierphasenmodell deckt einen Zeitraum von mehr als 1500 Jahren ab, was (124) „unterschiedliche Intensitäten, aber auch Beeinflussungsrichtungen erklärt. Er fasst zusammen (125–126): „Kulturelle Kontakte allgemeiner Art ziehen sprachliche Berührungen nach sich. Dies trifft auch auf die keltisch-germanischen Verhältnisse zu. Allerdings war die Ausrichtung der kulturellen wie machbezogenen Gefälle nicht immer gleich. Sind auch für die frühe Phase valide Aussagen naturgemäß nicht ohne Probleme möglich, da wir hier noch nicht von ‚Keltisch‘ oder ‚Germanisch‘ sprechen können, waren vermutlich im Bereich der Technologie im Allgemeinen und der Metallurgie im Besonderen die späteren ‚Kelten‘ und auch ‚Italiker‘, denen dank ihrer größeren geographischen Nähe zum mediterranen Raum eine Vermittlungsposition zukam, die Gebenden.“ Später hat sich das noch verstärkt; erst am Ende der mitteleuropäischen Eisenzeit haben die Germanen diese Entwicklung beendet. Die angelsächsischen Schüler der Iroschotten hatten sprachgeschichtlich mehr Einfluss als ihre Lehrmeister. Politische Entwicklungen und die (136) „damit verbundenen Asymmetrien“ verursachten „die Zunahme und spätere Abnahme gesicherter keltischer Entlehnungen ins Germanische“. Das Christentum hingegen hat wenig sprachlichen Einfluss genommen: „Und dies gilt zumal für die Gegenwart, in der bei bestimmten Jugendkulturen etwa durchaus ein Faible für das Keltische zu beobachten ist, dessen Ausrichtung nicht nur mehrheitlich jeglicher historischen Grundlage entbehrt, sondern auch in sprachlicher Hinsicht nicht durch die Übernahme etwa gälischen Wortschatzes geprägt ist.“

Der Herausgeber, Lothar Willms, beschließt den Sammelband mit „*Celtoromanica*: Keltische Entlehnungen im Lateinischen und ihr Fortleben in den modernen Sprachen“, eignet den umfangreichsten – das gilt auch für das Abstract – Beitrag des Buches Gerrit Kloss zum 60. Geburtstag zu und begibt sich mit einer Überfülle von Beispielen (und umfangreichen Erläuterungen in den viel Platz einnehmenden Fußnoten) auf sprachliche Spurensuche nach dem Keltischen (134): „Dabei geht es nicht um eine vollständige Summe punktueller ‚Was?‘, sondern um das tiefere ‚Wie?‘ von Sprachkontakten und Sprachwandel [...]“. Willms wählt (135) „Wortfelder“ aus: „Transportwesen und Handel“ (136–167), wozu auch *caballus* gerechnet wird (mit allen – durchaus auch pejorativen – Bedeutungsnuancen bis zum Wallach); „Politik, Rechts- und Kriegswesen“ (167–180); „Bekleidung und Körperpflege“ (180–205); „Ernährung und Technologie“ (206–209); „Körperteile und körperliche Tätigkeiten“ (209–219). Für seine umfassende Analyse dehnt er den zeitlichen Rahmen weit aus (vom Indogermanischen bis zu den modernen Sprachen). Dadurch kann er viele lateinische Wörter mit keltischem Ursprung als (220) „Phänomene *de longue durée*“ erweisen. Willms hat sich neben dem etymologischen für einen semantischen Zugang entschieden: „Das semantische Profil der Wörter, die das Lateinische aus dem Keltischen übernommen hat, entspricht dem geographischen und historischen Verhältnis von Römern und Kelten.“ Seine Sprachkontaktforschung überzeugt aufgrund der stupenden Recherche und des multilingualen Zugangs

(223): „Es ist eine Ironie der Sprachgeschichte, dass das Lateinische, das nicht nur das Keltische als am weitesten verbreitete Sprache (West-)Europas ablöste und bis in den griechischsprachigen Osten strahlte, sondern auch nachantik – nicht zuletzt dank außereuropäischer Expansion – in der Trias Romanisch, Germanisch und Slawisch eine führende Position behauptete, so zum nachhaltigen Multiplikator keltischen Wortgutes wurde.“

Den Band, der durch vielfältige methodische Zugänge (von der Literatur- und Sprachwissenschaft über die Alte Geschichte bis zur Archäologie) besticht, beschließen Kurzbiographien der Autor*innen. In der Summe wie auch im Einzelnen werden die Inhalte dem in der „Einleitung“ formulierten Wunsch nach einem vermehrten Austausch der Kulturen gerecht. Dies sei allen ins ‚Stammbuch‘ geschrieben, die nicht müde werden, eine die Vielfalt unterdrückende, Eintönigkeit befördernde sogenannte ‚Leitkultur‘ zu fordern.

Sonja Schreiner

Randolf Lukas, *Josephus Latinus, Antiquitates Judaicae, Buch 6 und 7. Einleitung, Edition und Kommentar zur Übersetzungstechnik*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2022. (BAC. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 112.) 296 S. ISBN 978-3-86821-969-2

The impact of the works of the Jewish historian Flavius Josephus (ca. 37/38 – ca. 100) can hardly be overstated. Especially his earliest composition, the *Bellum Judaicum*, and his *magnum opus*, the *Antiquitates Judaicae*, played an important role in medieval historical writing, biblical exegesis, and Christian apologetics. They also inspired legendary accounts and dramatic re-enactments seen in the rich “Vengeance of our Lord” tradition written both in Latin and in various vernacular languages. In addition, portions of the *Bellum* were turned into Latin verse and thus added to the medieval poetic canon. The earliest printed edition of the *Bellum* and the *Antiquitates* was produced as early as 1470 in the printshop of Johann Schüssler in Augsburg, while Josephus’s *opera omnia* were printed by Johann Froben in Basel in 1524.

All Josephan works were written in Greek, but the Middle Ages knew them in their Latin translations. The popularity of the Latin versions of the *Bellum* and the *Antiquitates* in the medieval period is demonstrated by their extensive manuscript transmission. In fact, the codices preserving these texts count in the hundreds, which is why producing critical editions has proven a laborious and thankless task. As a result, only Book 1 of the Latin *Bellum* has been edited critically (see Josephus Latinus, *De Bello Iudaico*, ed. and comm. Bernd Bader, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2019), while until the appearance of the present volume the only critical edition of the *Antiquitates* was Franz Blatt’s *The Latin Josephus I: Introduction and Text. The Antiquitates, Books I–V* (Århus: Universitetsforlaget 1958). Despite the shortcomings of Blatt’s edition, briefly outlined by Lukas on pp. xxi–xxii, the work of the Danish scholar has served the academic community well, being quoted repeatedly until the present day. In Lukas’s volume Blatt’s number of 171 manuscripts has been updated and augmented to 174 (118–128). It is surprising that so few new manuscripts have been discovered since 1958, which is a testament to Blatt’s extraordinary accomplishment in identifying almost all medieval codices containing the Latin *Antiquitates*. The fragmentary witnesses (binding scraps or loose leaves) are not included in the count. However, with the rapidly expanding field of fragmentology, I am positive that more than the thirteen items

listed in Blatt (97–98) have already been uncovered. The importance of the fragments in the overall discussion of Josephus's reception history still needs to be assessed.

The present volume both continues Blatt's fundamental work by providing a critical edition of Books 6 and 7 of the *Antiquitates* and diverges from it by striving to follow a more rigorous understanding of the relationship between the manuscripts as well as by exploring the connection between the Latin translation previously attributed to Rufinus of Aquileia (d. 411), but quite likely not by him, and the Greek original. The Introduction to the edition is extensive, comprising three main sections: 1) a brief description of the sixteen manuscripts and the three early printed editions chosen for collation by the editor (xxv–l); 2) the evaluation and grouping of the manuscripts and the presentation of a *stemma codicum* (li–cx); and 3) a discussion of the quality of the Latin translation produced at Vivarium under Cassiodorus's supervision (cxi–cl). These are followed by a Bibliography (cli–clix), a summary of the contents of Books 6 and 7 of the *Antiquitates* (clx), and a section on the editorial principles adopted in the establishment of the Latin text (clxi–clxvi). The critical edition proper occupies pp. 4–107, followed by Indices of *verborum notabilium* and *nominum* on pp. 109–117. It is not explained, however, what makes the *verba* included in the first index “notable”, and the reader wonders why words such as, for example, *gigas*, *loculus*, and *auditus* are listed here. What makes these relatively regular nouns special in the Josephan context? It also needs to be pointed out that the table of the early printed editions of the *Antiquitates* seen on p. 129 should have included their USTC numbers. The *Universal Short Title Catalogue* database (<https://www.ustc.ac.uk/>) is now accepted as the standard reference tool for premodern editions.

It is clear from this brief outline of the contents of the volume that the longest and most involved section of the Introduction is the one dedicated to the relationship between the various groups of manuscripts. This is an important contribution to our understanding of the textual transmission of the *Antiquitates*, and the discussion encompasses many more manuscripts than the sixteen selected for collation. The reader can easily find which codices are incorporated into L u k a s's classification in the List of Manuscripts on pp. 118–128. The arguments supporting the building of the *stemma* are outlined in a methodical and logical fashion. In fact, the reader watches the *stemma* being constructed in front of her eyes with multiple visualizations offered in a sequential order. For instance, the existence of the corrupt and now lost archetype is proven (lviii), manuscript A (the Cimelio papyrus containing a lacunous copy of *Antiquitates* 5.334–10.204 which is the oldest, if not the best witness of the text) goes its own way as a direct descendent of the archetype (lix), while hyparchetypes α (the Italian codices) and β (the non-Italian codices) denote the second and third branches of the tradition (lxii). The result is a tri-partite *stemma* in contrast with Blatt's two-partite one. The non-Italian branch β is divided into two families, γ and δ , explained in detail and visualized on p. lxxxv and p. lxxxix respectively. The complete *stemma* is given on p. ci, where also the subdivisions of branch α are added to the picture, with $\alpha.1$ comprising the South Italian/Beneventan group and $\alpha.2$ encompassing the contaminated Italian codices. The general impression is that branch β captures a more complicated reality than α , which of course is not surprising, since this extensive class gathers all manuscripts written outside Italy, as seen in L u k a s's subdivisions $\gamma.1.2$, $\gamma.1.2'$, and $\gamma.1.3$ (manuscripts from Bayern and Austria), $\gamma.1.4$ (French manuscripts), $\gamma.1.5$ (the Lower Rhine and Westphalia group). All in all, this entire section is well-argued and convincing. Its only flaw is that despite the *stemma*'s usefulness in representing the relationship between the various groups of manuscripts, it is not

helpful when one wants to examine the *apparatus criticus* against it. The problem lies in the fact that the apparatus often refers to individual witnesses and the reader is thus forced to go to the Introduction or the table at the end in order to determine to which group each codex actually belongs – this is unfortunate and unnecessarily complicated. It would have been beneficial to include a *stemma* or *stemmata* where the *sigla* of the individual codices, not just those of the main groups, were clearly recorded.

The presentation of the *apparatus criticus* exhibits some weaknesses. The editor states that his critical apparatus is positive, except for when dealing with omissions and interpolations (clxiv); the same rationale is actually followed also for the transpositions, even though this is not mentioned by the editor. For the most part, the readings recorded in the *apparatus criticus* provide the relevant information in a way that is expected from a positive apparatus, but in a few instances, an unexplained deviation occurs. A couple of examples will suffice to illustrate this point: on p. 16, *app. criticus*, line 5, we read: *populus* α γ : *populis* δ , and on p. 75, *app. criticus*, line 1, we see: *aggredi* α δ : *agere* γ . In both cases, the reader has no information about the situation in *A*. Are these *lacunae* in Cimelio? One suspects that this is indeed the case, but the editor should have devised a way to signal this fact at the appropriate places and not make the reader guessing. Also, on p. 67, *app. criticus*, line 1, we read: *vocantur* $\alpha.2$ β : *vocatur* $\alpha.1$ T^d . Again, what is happening in *A* and what is T^d ? In order to find out the answer to the second question, the reader needs to go to the list of manuscripts at the back of the volume where it is shown that *T* is part of the German group $\gamma.1.2$; then she has to read through the section dedicated to this group in the Introduction until p. lxxv, where she finds the explanation that T^d designates an added section copied from a witness belonging to the Italian group $\alpha.1$. Simply adding T^d to the *conspectus siglorum* on p. clxv would have taken care of all this. It needs to be underlined, however, that these remarks are not meant to belittle L u k a s's edition, which provides a highly readable and philologically sound Latin text, but to indicate that the final result could have been even better if more of the information included in the introductory discussion of the manuscripts was also incorporated into the critical notes to the edition.

The section on the method of translation practiced at Vivarium is original and insightful (cxi–cl). It offers both theoretical background and concrete examples of where the Latin version of the *Antiquitates* succeeds in capturing the meaning and the style of the Greek original and where it fails to do so. The examination also shows the linguistic dependence of the translation on the idiom of the Latin Bible and proves that the Greek text can often help in the editorial process of the Latin. Especially interesting is the section on the intentional interventions by the translator (cxxi–cxxiv).

All in all, Randolph L u k a s needs to be congratulated for producing his critical edition of Books 6 and 7 of the Latin *Antiquitates*. The continuation of Blatt's work has been a *desideratum* for many decades, and one hopes that this volume is only the beginning of L u k a s's journey as an editor of Josephus Latinus. Such an endeavour will render an invaluable service to scholars interested in ancient and medieval history, historiography, biblical exegesis, Jewish studies, reception studies, translation theory, and many more fields of academic and intellectual inquiry. *Perge audaciter!*

Greti Dinkova-Bruun

Yannik Brandenburg (ed.), *Aulularia sive Querolus*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2023. (Bibliotheca Teubneriana. 2045.) XXIV + 64 S. ISBN 978-3-11100-033-6

Yannik Brandenburg ist für diese Edition der spätlateinischen „Komödie“ prädestiniert, da er bereits in seiner Dissertation über die Handschriften und Editionen ausführlich gehandelt hatte („*Aulularia sive Querolus*. Prolegomena und Kommentar“; dieses Werk sollte auch in der Bibliographie angeführt sein); auch andere einschlägige Arbeiten des Autors liegen vor.

Vom (verlorenen) Archetypus (Ω) hängen hier zwei Handschriftenklassen ab; es handelt sich also um eine „geschlossene Überlieferung“. Wir haben zwei späte Abschriften, die auf den besten Codex, einen Remensis des IX. Jh., zurückgehen (von W ist freilich nur ein winziges Bruchstück erhalten), und die sog. Vulgata, die zur Gänze von einem Vat. Lat. des späten IX. Jh. abhängt. Brandenburg legt dar, dass alle anderen Hss. dieser Klasse von der ursprünglichen Form $V^{1/2}$ bzw. von der stark überarbeiteten Version V^3 abhängen; darunter der Codex R (Vat. Lat. 1615), der mit der besten Plautushandschrift, dem sog. „Vetus“ (Sigle B) ident ist (die verschiedene Bezeichnung irritiert den Plautus-Forscher ein wenig). Die Darstellung der handschriftlichen Überlieferung ist, wie gesagt, knapp, aber klar und gut lesbar. Ein schönes Stemma schließt diesen Teil ab.

Weniger ausführlich werden die Ausgaben („De editionibus impressis“) besprochen, beginnend mit der Editio princeps des Petrus Daniel des Jahres 1564, der Edition des Pareus (1610) bis hin zu der bekannten Ausgabe Ranstrands (1951), dem aber die Codices der wichtigen ersten Klasse (HW) noch nicht bekannt waren. Dadurch ergibt sich heute eine völlig neue Perspektive, und die Standardausgabe ist nur mehr bedingt brauchbar. Die *Belles Lettres*-Edition von C. Jacquemard-Le Saos bezeichnet Brandenburg als fehlerhaft und von geringem Nutzen. In der Bibliographie sollte sie aber eigentlich nicht fehlen.

Die Einleitung wird beschlossen von einem Index der Editionen und der anderen Beiträge, die im Apparat zitiert werden (XX), und dem Conspectus siglorum (XXIII). Durch spezielle Zeichen wird auf den oben genannten Kommentar des Autors verwiesen.

Die Edition verfügt über zwei Apparate, den kritischen Apparat und den Testimonienapparat. Wie in den *Editiones Sarsinates* des Plautus (der Rezensent ist daran beteiligt) wird die Orthographie der Hss. im Wesentlichen beibehalten. Zwei Appendices enthalten die hier angefügte, aber nicht zugehörige „Lex Convivalis“ und eine (nicht vollständige) Ergänzung des verlorenen Schlusses in der Editio princeps (kurioserweise ist dies eine Parallele zu der „echten“ *Aulularia*, wo ebenfalls das Ende verloren gegangen ist), überliefert in einer Cambridger-Hs. (C) des XVI. Jh. Es folgt noch eine Appendix orthographica, ein Index fontium, ein Index nominum rerum verborum und eine Sammlung der im *Querolus* aufscheinenden Proverbia.

Abschließend einiges zu den Testimonien und zu den Konjekturen des Autors: (1) Anspielungen auf die *Aulularia* fallen dem Rezensenten natürlich immer wieder auf (er hat ja dieses Drama mehrfach ediert): Die im Apparat nicht aufscheinenden Anspielungen sind zumeist frei und nicht wörtlich (z. B. gleich 11,1–2 im Prolog des Laren; 24 *pauper ego sum* ~ *Aul.* 88; 78,5 ~ *Aul.* 100; 86 Anspielung auf das Omen eines Raben); bleibt zu fragen, ob solche freiere Anspielungen im Apparat stehen sollten.

(2) Nun kurz zu einigen Konjekturen des Autors: Besonders gelungen erscheinen u.a.: 18,13 Streichung von *hoc est de malis*; 31,2 *omnia* scheint richtig ergänzt; auch 35,10

<adhuc> erscheint gut; 57,1 könnte *a pectore* wirklich aus dem Folgenden eingedrungen sein; 57,5 *pro se* ist eine entfernte Möglichkeit; 68,4 *aliter* wäre zu erwägen; 69,4 könnte die Streichung stimmen; 93,2 die Umstellung von *qui* (das übrigens in H fehlt) erscheint nicht unbedingt nötig.

Zum Abschluss zwei eigene Vorschläge: 78,4 wohl *foras* statt *foris* (?); 27,6 vielleicht *faciamus*?

Die Edition ist sehr sorgfältig gearbeitet; Druckfehler oder Schreibfehler fielen kaum auf (44,2 *aurum illum* ist so in einem Teil der Hss. überliefert; 50,6 *ipsud*?; doch ist die Überlieferung einhellig).

Walter Stockert

Oliver Hellmann – Arnaud Zucker (eds.), *On the Diffusion of Zoological Knowledge in Late Antiquity and the Byzantine Period*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag 2023. (Antike Naturwissenschaft und ihre Rezeption. AKAN-Einzelschriften. 14.) 196 S. ISBN 978-3-86821-982-1

Abweichend von den jährlich erscheinenden AKAN-Bänden, in denen Beiträge aus den unterschiedlichsten Feldern der disziplinär vielfältigen Naturwissenschaft(en) publiziert werden, vereinen die AKAN-Einzelschriften als Teile einer Reihe, die auch schon fast die halbe Bandzahl der Jahreshefte erreicht hat, stets thematisch eng verflochtene Studien, oft Tagungsreferate. Im konzisen „Preface“ geben die Herausgeber erste Einblicke in die insgesamt acht Beiträge, an die sich jeweils ausführliche Bibliographien anschließen, und stellen das internationale Forschungsnetzwerk *Zoomathia* (gegründet 2014 von Arnaud Zucker) vor, dessen erklärte Absicht es ist, (7) „to promote and coordinate research on ancient and medieval zoology with a special focus on the transmission of ancient zoological knowledge in different cultural, temporal, and medial contexts.“ Das Buch vereint Beiträge, die auf der internationalen Konferenz „On Diffusion of Zoological Knowledge in Late Antiquity and the Byzantine Period“ im Oktober 2019 an der Universität Trier präsentiert wurden und sich als Fallstudien verstehen. Die Tagung war Teil einer Reihe jährlicher Treffen von *Zoomathia*; die ausgewählte Periode ist besonders fruchtbar, da sich in ihr „multifold processes of adaptation, absorption, enlargement, re-presentation and translation of zoological knowledge“ beobachten lassen. Viele Daten waren seit Aristoteles und seinen Schülern bekannt, weswegen die Beiträge nicht neue Funde oder Erkenntnisse in den Fokus nehmen, sondern Vermittlungswege und Transformationsweisen (10): „They may constitute reference points for a study of this historical and cultural transmission, which still remains very little explored. The ways in which authors dealt with zoological knowledge can teach us as much about animals as about humans thinking about and interacting with them.“

Álvaro Pires untersucht „A Fiction of Nature and the Nature of Fiction: The Role of Fictionality in the Allegorical Hermeneutics of the Greek *Physiologus*“ und betont, dass das Werk seit dem (13) „nonhuman turn“ eher neutral bewertet wird, während die frühere Forschung es oft als naiv abgewertet hat. In einem ausführlichen Überblick zeichnet Pires die Forschungslinien nach, wobei aktuell (14) „animals as ethical models and agents“ gesehen werden. In älterer Literatur sind sie entweder Symbole übernatürlicher Mächte oder von vor-modernen Rezipient*innen als Teil der Natur akzeptierte phantastische Wesen. Pires sieht die Lösung in einem Fiktionalitätsverständnis gemäß alexandrinischer Hermeneutik, wie er in

Vergleichung mit Ammonios' *In Porphyrii Isagogen*, Porphyrios' *De Antro Nympharum*, Philons *De Opificio Mundi* und Origenes' Kommentar zum *Canticum canticorum* überzeugend herausarbeitet. Er exemplifiziert seinen Ansatz (mit viel Text) an den Kentauren und Sirenen und spricht von (32) „a rhetoric of fictionality.“ Die hybriden Wesen symbolisieren eine Diskrepanz zwischen Phänotyp und innerer Substanz, „interpreted as a dangerous moral duplicity“. Was bleibt, ist „a perceived tension between the text's program and the character of the zoological information it presents.“ Was es zu vermeiden gilt, sind (33) „anachronistic expectations of objectivity by modern scholars.“

Diego De B r a s i stellt in „Basil of Caesarea's *Homilies on the Six Days of Creation*: Scientific Transfer and Moral Education between Aristotle and the Bible“ zunächst Basilios' Spätwerk vor und konstatiert – unter Heranziehung und Charakterisierung der entsprechenden Literatur (38): „Thus, his homilies on the creation of animals might be considered an interesting example of how ancient (pagan) zoological knowledge was received and transmitted within Christian communities in Cappadocia during the 4th century CE. However, this assumption – simple as it might appear – is not self-evident. Indeed, many scholars have focused on the overall goal and structure of the homilies and downplayed the importance of animal lore in the *Hexaemeron*.“ Um zu beweisen, dass Trends der kaiserzeitlichen und spätantiken Literatur die Distribution zoologischen Wissens keineswegs ausschließen, wendet sich De B r a s i den intendierten Leser*innen (aus unterschiedlichen Schichten) und im Vergleich mit Gregor von Nyssa und Origenes dem anvisierten Ziel des Werkes zu (43): „His explanations provide in fact both scientific information, which enables all members of the audience – both those who were able to follow his more complex line of argument and those who were not – to develop a well-founded vision of the world, and an analysis of the moral implications deriving from this knowledge, which helps to improve the way of life of the congregation. This is notably true for the homilies on animals.“ De B r a s i zeigt anhand gut gewählter Textauszüge, wie Basilios systematisch „a thorough anatomical, psycho-physiological, and classificatory analysis of the 'class' upon which he will focus“ bietet. Rhetorik, Paränese, Vermittlung moralischer Werte und wissenschaftliches Interesse (gepaart mit Wissensvermittlung) sind eingebettet in aristotelische und stoische Philosophie. Vom *Physiologos* unterscheidet sich das *Hexaemeron* deutlich (54): „The *Physiologos* offers, indeed, allegorical exegeses of the natural world and subordinates the description of animal characteristics to a typological analysis. Thereby, it strives to discover in any described animal, plant or stone a correspondence with theological matters. [...] Basil, instead, utilizes animal lore to describe and explain the providential order of the world.“ Auch wenn Basilios' Aussagen nicht durchgehend zoologisch zuverlässig sind, Bildungsabsicht auf dem Weg der Homiletik belegen sie in jedem Fall.

Caroline B é l a n g e r schildert in einem überaus gut lesbaren Beitrag „Marvellous, Exotic, and Strange: Zoological Knowledge in Solinus' *Collectanea rerum memorabilium*“ und spricht von der einflussreichen Enzyklopädie als (59) „a whirlwind tour of the world, where every stop features something surprising or unusual to admire.“ Sie betont, dass in Rom das Wunderbare zum Lernfortschritt gehörte, untersucht das typische Wissen der gebildeten Schichten über Tiere, zeigt die Bedeutung Solins für Ammianus Marcellinus und Isidor von Sevilla und erweist Plinius maior und Pomponius Mela als Quellen für Solin (60): „This article, then, highlights one late antique approach to zoological learning, which is more akin to the modern term 'zoography' than 'zoology'. But these terms were coined during the Renaissance: Latin writers were not much interested in such a distinction. Within elite Latin society, the animal

knowledge we find in the *Collectanea* constituted conventional non-specialist information – and this was probably as detailed as many people got.“ Aufgrund des römischen Faibles für Wunderbares und Wundersames wurden seltsame Geschichten aus dem Bereich der Fauna fester Teil des Bildungsgutes (67): „The *Collectanea* teaches more than basic facts about animals themselves. This is a description of the world of which animals form only one part; so it illustrates one way to think about animals in relation to the rest of the world. By the same token, it shows where zoological knowledge fits among other kinds of earthly knowledge. This is, above all, a world-ordering text.“ Verschiedene philosophische Schulen (Aristoteles, Stoa, Neuplatonismus) sind – neben dem biblischen Schöpfungsbericht – prägend für das christliche Verständnis der Tierwelt, wenn Solin auch unbestimmt bleibt (72): „Solinus does not explain his decision to write such an encyclopedic work, or exactly where he thinks animals stand, philosophically speaking, in Nature or its study.“ Schließlich ordnet B é l a n g e r die *Collectanea* in eine lange Tradition von Einfluss und Wirkung ein (77): „Between Pliny’s first-century *Historia naturalis* and Isidore’s seventh-century *Etymologiae*, the *Collectanea* represents one of the most important links in the transmission of basic – descriptive, marvellous – zoological facts during Late Antiquity.“

Steven D. S m i t h stellt „Theophylaktos Simokattes: Zoological Knowledge and Sophistic Culture at the End of Antiquity“ aus dem 6. Jh. in die Nachfolge Aelians und konzentriert sich auf die *Quaestiones Physicae*, einen Dialog, und die Briefe. Alle Werke präsentiert S m i t h in ausführlichen Textauszügen (85): „As interesting as the actual content of the dialogue is, the rhetorical framework of the dialogue offers some important evidence for how zoological knowledge was transmitted in Alexandria at the end of late antiquity and why animal lore mattered to *pepaideumenoi* in early Byzantine culture.“ Mythologie und Zoologie prägen die Darstellung; erreicht wird (92) „a balance between the familiar and the *recherché*.“ In seinen Briefen gebraucht Theophylaktos Tiere wie die Zikade oder die Krähe als aussagekräftige Metaphern; in den *Quaestiones Physicae* macht er Ähnliches mit Hasen (99): „Certain animal traditions – the songs of the cicada and the swallow for example – lent themselves easily to Theophylaktos’ metapoetic musings about stylistic ornamentation and the adaptability of his literary art, but Theophylaktos could also be inventive and original in transforming zoological knowledge into a medium expressive of Byzantine culture. The language and imagery of the hare’s reproductive fecundity, for example, becomes for the young writer a way of thinking about sophistic production in the schools of rhetoric, while in the *Letters* he transforms an ancient discourse on migratory cranes into a rustic allegory about barbarian incursions on the western frontier.“ Mit Geschick, Können und Umformung im Sinn der Orthodoxie macht Theophylaktos somit „zoological knowledge newly relevant within the elite culture of seventh-century Constantinople.“

Daniil P l e s h a k beleuchtet „Animals and Ideology in George of Pisidia’s *Hexameron*“ und stellt den Autor des 7. Jh. und sein Werk vor (103): „About one-fifth of the poem is dedicated to the animal world.“ P l e s h a k analysiert systematisch den umfangreichen und eine Vielzahl von Spezies behandelnden zoologischen Exkurs, die Vorbilder und die Dienstbarmachung für die Ideologie von Kaiser Heraklios (113): „Most zoological exempla in George of Pisidia’ [sic] *Hexameron* are related to topics that are important for the imperial propaganda of the time. Animals are used to illustrate the idea of universal authority, praise the wisdom of God and the emperor, and make fun of the stupidity of their enemies. Qualities of various species are also used to demonstrate that a victory can be achieved against all odds if God permits it to happen. George draws on a large body of zoological knowledge to

illustrate these ideas, while often transforming the material to align it with the values of the excursus.“ Aus inhaltlichen Gründen tritt Pleshak für eine Datierung des *Hexameron* 626 oder 627 ein (114): „It is possible that the excursus was written for an unfinished political poem, whose parts, or sources gathered for it, were later cannibalized for the *Hexameron*. [...] One cannot also exclude the possibility that George of Pisidia himself was not completely aware of the reasons why he chose to feature the aforementioned topics in his excursus. Being the leading mouthpiece of the imperial ideology of his time, he could have internalized its values. [...] In this case, the excursus is a product of ideology and not a means to promote it.“

Cristiana Franco widmet sich in „*Quorum postremo naturae est extra homines esse non posse*. Appraisals of Canine Ethology in Early Christian Writers“ den wechselnden Einstellungen zum Hund (117): „The dog is one of the major figures in ancient pagan discourse about animal virtues and vices.“ Sie bringt zahlreiche Beispiele dafür, (119) „how Christian writers – especially Latin writers – coped with the different, and sometimes contradictory ethological notions and evaluations of the dog’s nature they found in the pagan literature (which in most cases constituted their cultural background) on the one hand, and in the Bible on the other.“ Franco selbst spricht von Fallbeispielen und weist ausdrücklich darauf hin, dass sie ihre Resultate als provisorisch einstuft, weil sie nicht extensiv geforscht hat. Der Ertrag, den sie erzielt hat, ist trotzdem beachtlich, bezieht sie doch Aristoteles, Sextus Empiricus, Plinius maior, die Bibel, Paulus Orosius, Richard de Fournival, Isidor, Origenes, Augustinus, Ambrosius, Basilius, Columella, Aelian, Seneca und das *Bestiario toscano* in ihre Betrachtungen mit ein; darin werden die negativen Eigenschaften aus paganer, jüdischer und christlicher Tradition nicht verschwiegen, aber die positiven überwiegen, (132) „which reflect those listed in the Roman tradition [...] and recovered by the early Christian writers through their hermeneutical practice. By reading against the grain some biblical passages that appeared open to positive interpretations of the canine behaviour, they could make the sacred text compatible with the ancient lore found in the pagan authors and with the everyday experience of the majority of the inhabitants of the Roman empire.“

Pieter Bellen's untersucht in „Bartholomew of Messina’s Role in the Transmission of the Greek *Hippiatrica*“ die dem Bartholomäus zugeschriebene Hierokles-Übersetzung aus dem 13. Jh. (135): „Hierocles is one of seven authors on horse medicine whose works have been fragmentarily transmitted in collective manuscripts. The manuscripts do not transmit Hierocles’ work as a separate entity, nor one coherent hippiatric treatise, but highly divergent collections of fragments [...]“. Einleitend stellt Bellen's die vier Rezensionen vor. Sein Ziel ist es, mit Hilfe von Hyper- und Intertextualität die lateinische Überlieferung nachvollziehbar zu machen, da das griechische Original nur auf diesem Weg in seiner Gesamtheit zu erschließen ist. Mittels detailliertem Versionsvergleich – konzentriert auf drei Kapitel aus *De curatione equorum* mit zahlreichen Textbeispielen – spürt Bellen's Bartholomäus’ Vorlagen nach. In einem weiteren Schritt erläutert er dessen für die Zeit übliche Übersetzungsmethode (140): „Bartholomew of Messina, like most translators from his era, followed a *verbum de verbo* method to render Greek into Latin. [...] The Latin prologue of *De curatione equorum* introduces a different situation in several respects. The meaning of the opening sentence as preserved in the Greek text is recognisable in Latin, yet the order of the sentences is inverted, and the semantic components have been interchanged to the point that it becomes impossible to identify strict matches for each word between the two languages.“ An dieser syntaktischen Gegenüberstellung von griechischem Original und lateinischer Übersetzung kann Bellen's einen aufschlussreichen Nachweis führen: „Whoever the translator of this passage was, he

certainly did not have a manuscript with this exact Greek on his desk.“ Nach weiteren umfangreichen Vergleichen kommt er zu dem Schluss (152): „There can remain no doubt that at least an important number of chapters from the treatise relies directly on a Greek original which is lost in that precise form. Some sections betray aspects of Bartholomew’s signature vocabulary, while others clearly do not (directly) result from his activity. We may of course not exclude the possibility that the Greek manuscript used was thoroughly reworked in comparison with what is available to us, or that the Latin translation underwent revision and editing before it reached its current form in the archetype at the start of the transmission. [...] Several indications confirm that the treatise *De curatione equorum* was considered to be part of a body of texts aimed at veterinary practice“. Beullens nennt Jordanus Ruffus und Laurentius Rusius. Im letzten Teil seines Beitrags bespricht er eine Kurzfassung. Die Gegenüberstellung mit der Langversion erweist die beiden Texte als grundsätzlich voneinander unabhängig; wenn auffällige Übereinstimmungen auftreten, sind sie einem editorischen Prozess geschuldet, der eine oder beide Versionen betreffen kann. Pieter Beullens konstatiert abschließend (156–157): „The first set of intralingual relations in Greek is extremely intricate: in addition to the various forms in which the treatises on horse medicine by Hierocles and others [z.B. Apsyrtos, den Beullens auch nennt] circulated in the Greek world (which were previously labeled as cases of ‘rewriting’), at least three other, different versions circulated. They were the models for the translations that reached the medieval West, two in Latin and another in Sicilian.“ Die Übersetzungspraxis mit dem Ziel (157) „to create a similar effect on the reader of the translation to the one experienced by the reader of the original“ ist bei der Beurteilung immer mitzudenken. Für Beullens dürfte Bartholomäus in die Langfassung involviert sein: „Others were active as well, certainly in the two other translations, and another translator in parts of *De curatione equorum* seems certain.“ Dieser Beitrag zeigt mustergültig die fruchtbare und erkenntnisfördernde Verknüpfung von Textkritik, Literaturtheorie und stilistischem Übersetzungsvergleich.

Den facettenreichen Band beschließt Jean-Charles Ducène mit seiner Studie „Parmi les sources d’al-Marwazī (XIIe s.): Ptolémée, Muḥammad ibn Mūsā-al-Munaḡḡim (IXe s.) et al-Ġayhānī (Xe s.)“, in der er ausführliche Quellenstudien betreibt, die neben zoologischer Fachliteratur auch Schriften zur Geographie umfassen. Ausführlich stellt Ducène Autor und Werk vor und die Überlieferungslage dar. Nicht weniger als 270 Lebewesen werden behandelt. Eine Fülle antiker und byzantinischer, griechischer und arabischer Quellen ist verarbeitet. Besondere Bedeutung kommt Ptolemäus zu (166): „La *Géographie* des Ptolémée apparaît comme fondamentale dans la structuration d’une image du monde et l’émergence d’une géographie mathématique chez les auteurs arabes médiévaux, cependant, bien que les auteurs du Xe siècle y fassent allusion régulièrement, rares sont les citations textuelles qui permettent la comparaison avec le texte grec ou éclairent simplement le contexte de la tradition.“ Für den Wal, den Moschusochsen und das Nashorn erfolgen Rückgriffe auf arabische Quellen; dasselbe gilt für Affen und für Yaks. Movens dafür ist Autopsie, aber auch anekdotische Erzählweise und (173) „son intérêt pour les curiosités animales“. Ducène charakterisiert al-Marwazī als „plutôt un praticien“, der aufgrund der breiten Nutzung von Quellen (darunter auch noch unedierte Material) aufschluss- und lehrreichen Einblick in iranische Bibliotheken des 13. Jh. und deren „patrimoine scientifique aujourd’hui disparu“ gibt. Dem Verfasser dieses Beitrags ist dafür zu danken, dass er einen ansprechenden Teil dieses Erbes einer interessierten (Fach-)öffentlichkeit zugänglich gemacht hat.

Am Ende des Sammelbandes finden sich in der Rubrik „Contributors“ Kurzbiographien der Beiträger*innen. Noch vor dem „Preface“ waren häufig vorkommende „Abbreviations“ verzeichnet. „Indices“, aufgeteilt in einen „Index locorum“ und einen „Index nominum et rerum“, sind aufgrund der komplexen und anspruchsvollen Thematik wichtige Hilfsmittel. Das Buch selbst hat aufgrund der Speziesvielfalt (vom Hund über das Pferd bis zum Yak und zum Affen) und der vielfältigen Lebensbereiche, in denen – reale und literarische – Tiere und Menschen aufeinandertreffen (von der Veterinärmedizin über das Studium von Exoten, die Biblexegese und die Philosophie bis zur privaten, oft wirtschaftlich bestimmten Tierhaltung), das Potential, zur unentbehrlichen Lektüre für alle Rezipient*innen zu werden, die sich für Mensch-Tier-Beziehungen in der Vormoderne interessieren.

Sonja Schreiner

Estudios sobre Galeno Latino y sus fuentes. Edición, a cargo de María Teresa Santamaría Hernández. Cuenca: Ediciones de la Universidad de Castilla-La Mancha 2021. (Escuela de Traductores de Toledo. 19.) 392 S. ISBN 978-84-9044-466-5 (edición impresa). ISBN 978-84-9044-467-2 (edición electrónica)

Die Dominanz Galens in der (europäischen) Medizingeschichte ist ein wohlbekanntes Faktum und vielbeschriebenes Phänomen. Diese zugleich folgenschwere und folgenreiche Vorrangstellung basiert auf Autoritätsgläubigkeit und Fachtradition. Der vorliegende Sammelband vereint gut recherchierte und durchaus kritische Beiträge zu Galen (und Pseudo-Galen) in lateinischer Sprache. In der „Presentación“ erläutert die Herausgeberin María Teresa Santamaría Hernández die Genese des Buches aus dem „XIV Congreso Internacional sobre los Textos Médicos Latinos Antiguos: *Galenus Latinus*: asimilación, traducción y cambio en el progreso de la medicina europea“, der im Juni 2021 an der Facultad de Humanidades de Albacete stattgefunden hat. Sie eröffnet den 18 Spezialstudien umfassenden Band mit dem Beitrag „Humores y catárticos en la medicina altomedieval: tradición oribasiana en el *De augmento humorum* pseudohipocrático“. Darin widmet sie sich den frühmittelalterlichen Schriften *De augmento humorum* (zurückgeführt auf Hippokrates) und *De catharticus* (integriert in das galenische Corpus). In einem signifikanten Textvergleich mit Oribasius arbeitet sie dessen prägenden Einfluss heraus, der gleichberechtigt neben Rückgriffen auf griechische Vorlagen steht. Sie stellt die Handschriften vor (darunter Sammelhandschriften), bespricht die nicht immer klare Überlieferungslage (mit ausführlichem Forschungsbericht) und betont die durchgehend pädagogische Ausrichtung der Abhandlungen zur Wiederherstellung des Säftegleichgewichts.

Sergio Scocchia analysiert „Traduzioni in latino da Galeno che riprende Scribonio“ und tritt auf Basis zahlreicher Textvergleiche (auch mit lateinischen Galen-Übersetzungen) und dem daraus resultierenden Befund, dass es kaum Abweichungen gibt, dafür ein, dass Galen von Scribonius ursprünglich auf Griechisch geschriebene Passagen zitiert. Das macht er auch daran fest, dass Plinius maior und Celsus, von denen keine griechischen Texte belegt sind, nicht zitiert werden (38): „Del fatto che Galeno riprende passi numerosi e anche ampi di Scribonio Largo in greco dovrebbe esserci solo un'unica spiegazione: soltanto di Scribonio Galeno conosceva numerosi passi in greco, quello che, d'ora in avanti, sarebbe giusto definire 'Scribonio greco'. Di Celso, evidentemente, Galeno non leggeva quasi nulla, di Plinio nulla.“

Maria Rosaria Petringa kann in „Il vocabolario della medicina in Agostino“ die Präsenz medizinischer Terminologie bei christlichen Autoren generell nachweisen. Bei Augustinus wird sie – jeweils illustriert durch Beispiele – in folgenden Bereichen der Anatomie fündig: Adern und Nerven, Gehirn, Atemwege und Lungen, Haut, Nägel und Zähne. Zusätzlich ist dem Kirchenvater Harmonie zwischen den äußeren und inneren Teilen des Organismus wichtig, und er bezeugt immer wieder physiologisches Interesse, begleitet von Kenntnis des Hippokrates und des Soran.

Domenico Pellegrino untersucht „I marginalia al *De elementis* nel ms. Avranches: uno sguardo d'insieme“. Die lateinische Version von Galens *De elementis* des Burgundius von Pisa aus dem 12. Jh. ist in acht Handschriften überliefert; hier steht diejenige im Fokus (ms. Avranches 232), die durch besonders reiche und kenntnisreiche Marginalien von derselben Hand heraussticht. Pellegrino zeigt an zahlreichen gut gewählten Beispielen die profunde Beschäftigung von Übersetzer und Kommentator mit dem Original und kommt zu dem Schluss (72): „Dopo questa panoramica e al netto delle considerazioni sin qui fatte, pare opportuno considerare questo gruppo di note come il portato di un'attività esegetica di XII secolo, in armonia con quanto ipotizzato anche per altri testi di questo genere. Non è possibile dire con certezza se tali materiali siano (tutti o in parte) prodotto dell'attività di un solo commentatore o siano il risultato della conflazione casuale di più materiali; quel che, però, sembra verosimile è che il copista di Avranches 232 trovasse già nell'antigrafo quasi tutto ciò che ha trascritto con il testo principale, e che inoltre tali note le abbia apposte chi conosceva tanto a fondo il testo latino da volerne semplificare, in alcuni casi, la comprensione.“

Alessandra Scimone widmet sich in „Le traduzioni *de pulsibus* nella trasmissione universitaria del Galeno latino“ den Galen-Übersetzungen von Burgundius von Pisa (*De pulsibus ad tirones*, *De differentiis pulsuum*, *De causis pulsuum* und der pseudogalenischen *Synopsis pulsuum*) und Marco von Toledo, der nicht aus dem Griechischen, sondern aus dem Arabischen übertrug (*De pulsibus ad tirones* und *De usu pulsuum*). Diese Übersetzungsliteratur zirkulierte an den Universitäten – als „neuer Galen“. Scimone weist die europaweite Distribution mittels Zitaten in anderer Literatur nach und gibt zusätzlich eine Übersicht über die Handschriften (mit einer hilfreichen Tabelle 97). Anschaulich kann sie die Bedeutung des akademischen Austauschs für die Verbreitung der Schriften zeigen (96): „Per concludere, la migrazione dei manoscritti (e dei magistri) e la concentrazione di trattati su base tematica, che contraddistinsero la trasmissione dei testi in ambiente universitario, hanno probabilmente fatto sì che un corpus arabo-latino di probabile origine francese, con opere di derivazione salernitana e toledana, si sia gradualmente formato e sia stato poi accresciuto, in base alle esigenze dell'insegnamento, dalle traduzioni greco-latine di Burgundio da Pisa. Di conseguenza, tra la fine del XIII e il XIV secolo, cinque delle sei traduzioni sul polso hanno avuto grosso modo una diffusione comune, come appuriamo anche dalle testimonianze coeve prese in esame: è così che il trattatello isagogico *De pulsibus ad tirones* è stato tramandato in due differenti traduzioni ben undici volte, sebbene nel resto della tradizione sia evidente una preferenza per la versione greco-latina. Sebbene un argomento definitivo possa essere offerto soltanto da uno spoglio completo della letteratura medica tardomedievale in materia, pensiamo che la panoramica delle testimonianze e della tradizione manoscritta proposta possa essere un primo strumento per esplorare la trasmissione di questi testi e per valutare le loro effettive disponibilità e fruizione nelle principali università.“

Mireille Auzéache untersucht in „Présence de Galien dans l'œuvre de Gilles de Corbeil (XIIe siècle)“ die Quellen, aus denen der französische Mediziner sein Wissen bezo-

gen hat. Geschrieben hat er (106) „traités à visée pédagogique destinés aux médecins débutants“ zu sehr vielfältigen Themen in Hexametern (*De urinis, De pulsibus, De signis et symptomatibus egritudinum, De virtutibus et laudibus compositorum medicaminum, De pronosticis* und *Hierapigra ad purgandos prelatos*). A u s é c a c h e stellt dar, wie Gilles de Corbeil in Salerno neben griechischen mit arabischen Schriften in lateinischen Übersetzungen vertraut gemacht wurde und stellt mehrere Vermittler und deren Verdienste vor. Ausführliche Zitate aus dem Œuvre des Franzosen geben einen guten Einblick in seine Arbeits- und Schreibweise und zeigen in vielfältiger Form seine Nähe zu Galen, aber auch seine Vertrautheit mit anderen Genres.

Paola R a d i c i C o l a c e leistet in „*De theriaca ad Pamphilianum* tradotto da Niccolò da Reggio: *De tiriaca ad Pamphilum*“ Vorbereitungsarbeit für eine kritische Edition, schildert ausführlich die handschriftliche Überlieferung, analysiert das *prohemium translatoris* (mit Abdruck des Textes 128–129), stellt in weiterer Folge ausgewählte Passagen aus Galen und Niccolò einander gegenüber (jeweils mit angeschlossener Interpretation) und kommt zu dem Ergebnis (138): „Testi come quelli che abbiamo or ora esaminato e che appartengono ad un genere che è la letteratura d’uso, o *littérature d’usage* courente, o *Gebrauchsliteratur*, caratterizzata da un processo continuo di riscrittura e riuso nella trasmissione dei saperi scientifici, mi confermano nel ritenere che questi fenomeni non si lasciano ordinare lungo una giustificazione verticale alla ricerca di una presunta genuinità del testo, ma mantengono una loro fluidità che si spiega benissimo in quell’ottica manualistica, che tende a trasmettere tutto quello che è a disposizione sul tavolo di chi, in quel momento, trascrivendo o traducendo, sta creando su un tema specifico una raccolta che trova la sua finalità nella ricchezza delle informazioni, più che nella fedeltà all’antigrafo.“

Dana Z a b e n stellt in „En torno a las fuentes árabes del libro I del *De simplicium medicamentorum facultatibus* de Galeno y su pervivencia en las versiones latinas de Gerardo de Cremona: estudio lexicológico y técnica de traducción“ arabische Fassungen des ersten Buches von Galens *De simplicium medicamentorum facultatibus* vor. Im Zentrum steht Ḥunayn ibn Ishāq (9. Jh.) und seine Verbindung zur spätmittelalterlichen Übersetzung von Gerardo da Cremona (12. Jh.). Innovativ sind Z a b e n s lexikalische Studien, da der Text in einer über ein Jahrtausend gehenden Überlieferung über mehrere Sprachen hinweg (Griechisch, Syrisch, Arabisch, Latein) gelitten hat. Sie setzt bei der Bedeutung Galens in der Pharmakologie (ergänzend zu Plinius maior und Dioskurides) ein und stellt die Struktur von *De simplicium medicamentorum facultatibus* und die beiden Übersetzer nebst den Übersetzer-schulen von Bagdad und Toledo vor. Ausführlich beschäftigt sich Z a b e n mit der langen und vielsprachigen Übersetzungsgeschichte (146): „Los primeros en traducirla del griego al siríaco, en particular los libros (I–V), fueron Yusuf al Ḥūrī y Ḥunayn ibn Ishāq (s. IX), mientras que Sergius de Reshaina (s. VI) se encargó de los libros (VI–XI). Posteriormente, Ḥunayn ibn Ishāq realizó una traducción al árabe, probablemente apoyándose en el siríaco como punto intermedio, en la Casa de la Sabiduría. Hoy en día, se conservan tres testimonios de la traducción completa al árabe de Ḥunayn. En cuanto a la traducción latina, se sabe que Gerardo de Cremona tradujo los primeros seis libros del árabe al latín en la llamada Escuela de Traductores de Toledo. Los cinco primeros se conservan en 55 manuscritos, y el sexto solo en cinco. Otro dato interesante, que reafirma la importancia de la labor traductora árabe en esta transmisión, fue la traducción medieval realizada al latín, pero a partir del griego, a manos de Niccolò de Reggio (s. XIV). Esta traducción no gozó de una gran difusión, a diferencia de la versión árabe-latina.“ Auf eine Detailvorstellung von Buch 1, beginnend bei

der Anzahl der Handschriften und deren Charakteristika, folgt eine Beschreibung von Ḥunayn Übersetzungstechnik als stark leserorientiert. Z a b e n schreibt ihm eine besondere Rolle zu, war das Arabische doch ursprünglich ein mündliches Idiom (152): „Es probable que Ḥunayn haya sido el creador del árabe científico y tecnificado.“ Gerardos Vertrautheit mit dieser Übersetzung(stechnik) muss direkt aus seiner Arbeit erschlossen werden (153): „A diferencia de Ḥunayn, Gerardo no nos ofreció información sobre su forma de trabajar en ningún documento.“ Die Treue zum arabischen Text belegt Z a b e n mit zahlreichen Beispielen, z.T. in direkter Gegenüberstellung (156–158). Sie kommt zu dem Ergebnis, dass (158) „sin la labor traductora de ambos traductores, no hubiera sido posible la transmisión directa y/o indirecta de esta obra en Oriente y, más adelante, en Occidente.“

Sara Solá Portillo untersucht in „El aceite en la traducción árabe de los simples de Galeno“ Öl als am häufigsten erwähnte Substanz im sechsten Buch von *De simplicium medicamentorum facultatibus* (mit Aufzählung 164). Das entsprechende Kapitel ist das längste von allen 168 in diesem Buch. Solá Portillo vergleicht zunächst die arabischen Übersetzungen von al-Biṭrīq und von Ḥunayn ibn Ishāq und bespricht dann die Änderungen, die sich in zwei später entstandenen Kurzfassungen der Al-Andalus-Tradition ergeben haben, im Vergleich mit der lateinischen Fassung von Gerardo da Cremona (165): „Las traducciones árabes de textos de farmacología griega antigua guardan una estrecha relación con las traducciones latinas bajomedievales realizadas en la Escuela de Traductores de Toledo. En concreto, el *De simpl. med. fac.* VI fue traducido desde el árabe por Gerardo de Cremona en el siglo XII.“ Solá Portillo erläutert die handschriftliche Überlieferung und die damit verbundenen Probleme. Dann stellt sie die Übersetzungen vergleichend (und mit zahlreichen, z.T. sehr umfangreichen, immer illustrativen Tabellen) vor. Nach ausführlichen syntaktischen und inhaltlichen Analysen kommt sie zu dem Schluss (178–179): „Comparar las traducciones de al-Biṭrīq y Ḥunayn ibn Ishāq nos permite detallar cada vez mejor la técnica de traducción de ambos y medir el grado de evolución de las traducciones grecóarabes entre el siglo VIII y el siglo IX. Esto resulta de especial utilidad a la hora de indagar en la figura de al-Biṭrīq, un autor prácticamente desconocido. [...] La traducción de Ḥunayn ibn Ishāq es más precisa y más fiel a la versión del texto griego a la que hemos podido acceder. No obstante, en esta traducción también se incurre en algunos errores que no están presentes en la de al-Biṭrīq, como la confusión del aceite de lentisco con el de esquenanto. Al-Biṭrīq recurría más a los helenismos que Ḥunayn ibn Ishāq, aunque en este capítulo la mayor parte de la terminología coincide en ambas versiones.“

Antonio Sánchez González widmet sich in „*Galenus capitulatus*. Disposición y percepción del texto en la tradición latina del *De simplicium medicamentorum facultatibus* de Galeno“ der mittelalterlichen Nutzung medizinischer Texte mit einem Schwerpunkt auf materiellen Aspekten der Manuskripte (Seitenspiegel, Bildunterstützung, Paratexte), der (185) „*divisio textus*“. Als Fallbeispiel dient ihm Niccolò Reggios Übersetzung von *De simplicium medicamentorum facultatibus* in der Handschrift Urb.lat. 248, ff. 35r–70r. Sánchez González analysiert das veränderte Leseverhalten und die damit verbundenen Folgen für die Gestaltung der Textträger (186): „Así, en el contexto de la Baja Edad Media destaca la revolución que supuso el paso de la lectura colectiva, en voz alta, a la lectura silenciosa llevada a cabo en el ámbito privado. [...] La participación activa del sujeto lector en su interacción con el texto, propia de estos siglos finales de la Edad Media, provoca necesariamente el desarrollo de ciertos rasgos del soporte – esto es, las copias manuscritas – a fin de facilitar su consulta: es digna de mención, por ejemplo, la introducción de diversas

formas de dividir los textos clásicos y altomedievales – lo que origina los primeros sistemas de cita – o, en el siglo XIV, las mayúsculas miniadas como guía de lectura, recurso que se une a las incipientes marcas de puntuación o de párrafos diferenciados cromáticamente, habituales estas desde el siglo XIII para aislar unidades de contenido conceptual.“ Als wichtigen zeitgenössischen Text zieht er das *Didascalion de arte legendi* von Hugo de Saint Victor heran und wertet dann einschlägige Sekundärliteratur aus. All das wendet S á n c h e z G o n z á l e z auf seine ausführliche kodikologische Analyse an und sieht sie als möglichen Ausgangspunkt für weitere Forschungen zum Themenfeld (195) „diversas ‚arquitecturas cognitivas‘ heredadas de lector en lector.“

Marina D í a z M a r c o s analysiert „La técnica traductora de Gerardo de Cremona en sus versiones médicas. Una propuesta a partir del *De simplicium medicamentorum facultatibus*“. Die Schwierigkeit liegt in den Arabismen, der verwendeten medizinischen Terminologie und der Treue zur arabischen Syntax gemäß der Methode *de verbo ad verbum*. Constantinus von Africa kann als einflussreicher Vorläufer gelten (201): „Constantino utilizó ampliamente el escaso material que la medicina de la Antigüedad y de la Alta Edad Media le proporcionó para desarrollar una terminología latina en un alto porcentaje, creando también el léxico que necesitaba, que luego fue normalizada y enriquecida en la Escuela Médica de Salerno y constituyó la base del vocabulario médico occidental.“ Der Hauptteil des Beitrags ist Gerardos Übersetzungstechnik gewidmet, zu der es kaum Vorstudien gibt – mit Tabellen zu Phonetik und Transliteration und Erläuterungen zu Morphologie und Syntax (214): „Este carácter didáctico del tratado, del mismo modo que en otras traducciones gerardianas, puede apreciarse en el vocabulario y sintaxis utilizados, muy literales con respecto al texto árabe.“

Joaquín P a s c u a l B a r e a stellt in „Galeno y otras fuentes de la *Ianua vitae* (ca. 1525) de Álvaro de Castro“ einleitend Verfasser und Werk vor und wendet sich dann der Kommentierung von Galen-Zitaten in der noch unveröffentlichten Abhandlung *Ianua vitae* zu, die die Form eines Wörterbuchs hat. Neben Galen sind Autoren aus unterschiedlichen Epochen zitiert, die sich verschiedener Abfassungssprachen bedienen: Isaac Israeli, Avicenna, Masawaiyh, Serapion, al-Razi, Ibn Zuhr, Arnaldus de Villa Nova, Albertus Magnus, Nicolaus Falcutius, Gentile da Foligno, Christophorus de Honestis, Michael Savonarola und Antonius Gazius (226–227): „Galeno constituye probablemente el autor mencionado con más frecuencia, y la principal autoridad del tratado. Sin embargo, se trata de un autor citado generalmente de forma indirecta, y sobre todo a través de las traducciones al latín a partir de las versiones medievales en árabe y en mucha menor medida del griego. Las referencias a Galeno proceden en su inmensa mayoría de las principales fuentes árabes del galenismo bajomedieval [...].“ Das Einbeziehen moderner Literatur zeigt neben der Beherrschung der alten Autoritäten die Gelehrsamkeit und den Vermittlungswillen von Álvaro de Castro.

Auch Rocío M a r t í n e z P r i e t o widmet sich diesem Autor. In „Tres citas problemáticas a Galeno en el *Antidotarium* de Álvaro de Castro: colación de fragmentos y establecimiento de fuentes“ zeigt er neben der Wichtigkeit des *Antidotarium* für die europäische Medizingeschichte die Bedeutsamkeit arabischer Medizin für deren Entwicklung und den Einfluss Galens. Der Vergleich mit anderen lateinischen Übersetzungen macht Ähnlichkeiten sichtbar, hilft bei der Identifikation der tatsächlichen Quellen der Zitate und macht die Art von Castros Textgestaltung nachvollziehbar. Einleitend stellt M a r t í n e z P r i e t o Castros Œuvre vor (*Antidotarium*, *Fundamenta medicorum*, *Ianua vitae*) und Überlegungen zur lateinischen Galen-Überlieferung an. Seine drei Beispiele parallelisiert er übersichtlich mit lateinischen Übersetzungen, die Castro benützt haben dürfte (238–241) und lässt jeweils eine Auswertung

folgen. Daraus ergibt sich, dass Castro gewinnbringend Zwischenstufen verarbeitet hat (241), „materiales como la compilación o el comentario para la elaboración de su obra sobre medicamentos compuestos. Estos recursos, que fueron ampliamente desarrollados durante la Edad Media, también formaron parte del proceso de transmisión textual de la medicina galénica, y, en muchos casos, constituyeron una alternativa al acceso directo a las fuentes.“ Daraus ergibt sich eine Frage, auf die Martínez Prieto gleich selbst eine plausible Antwort findet (241–242): „¿es posible que el autor del *Antidotarium* accediera a traducciones latinas de las obras de Galeno no conservadas en la actualidad? [...] No hay que descartar, por tanto, que existieran versiones de las obras de Galeno hoy perdidas, pero los resultados de la colación apuntan que, en cualquier caso, el médico toledano estaría accediendo a ellas de forma indirecta a través de obras de carácter compilador como la de Giovanni Manlio, o de comentarios a otros autores como el de Cristoforo Onesti.“

María Jesús Pérez Ibáñez und José Ignacio Blanco Pérez präsentieren in „Antonio Luis, asimilación y traducción de Galeno en el siglo XVI“ Antonio Luis als Übersetzer und Kommentator von Galen, womit er zum *Galenus Latinus* beitrug. Interessant am Profil des vielseitigen Portugiesen ist überdies, dass er neben medizinischen Texten philosophische und literarische übersetzte, was Einfluss auf seinen Galen-Kommentar hatte. Nach einem Abriss zu Leben und Werk wenden sich die Autor*innen ihrem eigentlichen Thema zu und belegen mit viel Text Luis' Arbeitsweise, die ihn immer wieder auf Galen als Autorität, auf die es zu verweisen gilt, zurückführt. Spezielles Gewicht legen Pérez Ibáñez und Blanco Pérez auf die Ausführungen zur Seele (267–268): „Este texto de Antonio Luis, inserto en su obra médica, también está, como casi todo el volumen, vinculado a la doctrina de Galeno, o al menos con Galeno como punto de partida, si bien, dando un giro inusitado, con apoyo de erudición clásica y bíblica, en especial San Pablo, la utilización de Galeno ahora le sirve para contradecirlo o, al menos matizarlo, y explorar un tema delicado. Partiendo de su admirado Galeno, quién también, parece, se presentó a sí mismo como el modelo de medico ideal que describe en *Quod optimus medicus sit et philosophus*, llega a contradecirlo y pone la filosofía, al menos una parte de ella, en un plano muy secundario, para poder él hacer una afirmación que parece una profesión de catolicismo, el alma es inmortal. [...] Este profundo conocimiento de un autor al que casi nunca contradice, príncipe de la medicina, fuente de su saber, ante quien todos deberían mostrar respeto, por usar alguna de las afirmaciones del propio Antonio Luis, le sirve de plataforma para formular la superioridad de la fe sobre la investigación filosófica, una declaración quizá necesaria en un sospechoso de judaizar que poco antes de la publicación de su obra médica (una publicación de tres volúmenes sucesivos) ha pasado por la cárcel de la Inquisición portuguesa. Esta declaración de la superioridad de la fe se vierte en un texto que en cierto modo puede funcionar como prólogo a la traducción de *An animal sit quod in utero continetur*.“

Miguel Ángel González Manjarrés betrachtet in „Belerofonte el melancólico: unos versos de Homero en la tradición latina del *Problema* 30.1 de Pseudo-Aristóteles y la *Introductio* de Pseudo-Galeno“ *Ilias* 6,200–202 bei Pseudo-Aristoteles, Cicero, Ausonius und Pseudo-Galen in der *Introductio sive medicus*. In seinem Überblick über literarische Tradition geht er bis Melanchthon und Amatus Lusitanus (274–275): „Cuando los *Problemata* y la *Introductio* se difundieron en latín, los versos homéricos son objeto de diferentes versiones, retoques y paráfrasis, no solo en las distintas traducciones de esos tratados, sino también en otras obras médicas y filosóficas. [...] Al hilo de las citas, además, se dará cuenta de las sucesivas versiones que fueron haciéndose de los propios poemas homéricos, para cotejarlas

con las de los *Problemata* y la *Introductio*. Se pretende con ello, en definitiva, dar muestra filológica del aprovechamiento de unos versos que, como adorno y autoridad al mismo tiempo, acabaron formando parte por tradición libresca de la literatura médica y filosófica occidental.“ Sukzessive stellt González Manjarrés die Texte vor, beginnend bei der *Ilias*-Passage. Der Schwerpunkt liegt auf Pseudo-Galen (281–282): „En la *Introductio sive medicus*, atribuida largo tiempo a Galeno, pero de autor desconocido, se incluye una descripción de la manía y la melancolía, consideradas más esquemáticamente que en el *Problema* y sin alusiones a la variedad térmica de los humores. [...] La alta difusión de la obra, que aún en el Renacimiento tuvo éxito como manual de medicina, contribuyó también a que Belerofonte fuese modelo de melancólico en la literatura médica y que en ella se reprodujesen a su vez los dos versos de Homero.“ In zwei weiteren Schritten erfolgt die Präsentation der lateinischen Fassungen der *Problemata* und der *Introductio* (mit vielen, gut gewählten Textbeispielen). Am Ende steht die poetische Verarbeitung; sie zeigt die facettenreiche Rezeption des mythologischen Beispiels für Melancholie über die Jahrhunderte (296–297): „Los versos probablemente saltaron del *Problema* a Cicerón y a la *Introductio* de Pseudo-Galeno, que eliminaron la referencia al odio de los dioses y redujeron la cita a solo dos versos. En la Edad Media y sobre todo el Renacimiento tanto los *Problemata* como la *Introductio* fueron objeto de diferentes traducciones y comentarios latinos, con lo que los versos en cuestión empezaron a circular con más variantes y formulaciones, no pocas veces influidas por el propio Cicerón. A ello se sumaba, además, la *Iliada* misma, que desde la versión literal de Leonzio Pilato en el siglo XIV siguió traduciéndose de forma sucesiva, de manera que los versos referidos a Belerofonte pudieron interferir también en las versiones de las otras obras. Desde finales de la Edad Media, por tanto, pero sobre todo en los siglos renacentistas, Belerofonte el melancólico se hizo más o menos habitual de no pocos tratados filosóficos y médicos, que solían incorporar los tres versos de Homero, si la fuente era el *Problema*, o solo los dos últimos, si la fuente era la *Introductio*. [...] Queda con ello patente, por tanto, no solo la influencia persistente de los *Problemata* y la *Introductio* en la medicina y la filosofía de la época, sino el interés poético de unos hombres que podían ser teólogos o médicos, pero que se sentían integrantes de una *respublica litterarum* construida sobre los cimientos de la Antigüedad clásica.“ Ein Annex (303–305) bietet eine komplette Übersicht über alle relevanten Rezeptionsbelege (mit Volltext).

Victoria Recio Muñoz und Ana I. Martín Ferreira legen in „Galeno en el espejo‘ (Galeno en las *Centurias* de Amato Lusitano)“ den Fokus auf ein weiteres Werk von Amatus Lusitanus, die *Curatationum medicinalium Centuria*. Galen ist eine seiner wichtigsten Quellen und zudem willkommene Bezugsgröße in klinischer Praxis und Lehre. Der Portugiese sieht sich als *alter Galenus*, mit dem er viel gemeinsam hat (308): „Las *Centurias* de Amato Lusitano (1511–1568) suponen un hito en la medicina renacentista, por muchos y variados motivos, uno de los cuales es el nacimiento oficial del género de las *observaciones*; con él nos situamos ante la historia clínica individual del paciente en cada relato patográfico de esta magna empresa.“ Zahlreiche Textausschnitte geben Einblick in die unzähligen Fallstudien, die Verarbeitung von Galen und dessen Würdigung mittels Epitheta, die darin gipfelt, dass Amatus Lusitanus nicht nur viele Parallelen zwischen Galen und sich selbst sieht (und ausformuliert), sondern v.a. darin, dass Galen zum idealen Lebensmodell und Vorbild wird (323): „En este somero repaso hemos querido dar relevancia a los parecidos razonables y buscados por Amato respecto a la obra de Galeno, pero, además del elogio y la imitación de su estilo, en el corpus que manejamos se percibe también la intención de establecer

coincidencias con el médico de Pérgamo en determinados aspectos personales, de crearse un ‚avatar‘, haciendo uso de la terminología moderna.“ Platz für andere, die Galen als reiche Quelle ausgeschöpft haben, bleibt dabei – zumindest in der literarischen Darstellung und Steuerung des eigenen Bildes – nicht (329): „Y resulta paradójico que a Accio de Amida o a Pablo de Egina les acuse de imitadores de Galeno, cuando él también se sirve de ellos como inspiración y como fuente de abundante material para sus casos.“

Justo P. Hernández González beschäftigt sich in „El fragmento de *De Motu Muscularum* (K. IV, 448–449): un ejemplo de la asimilación de la autoridad de Galeno que causará un retraso en la medicina de la Edad Moderna“ mit der Wirkung von Galens Aussage, dass Atmung ein willentlicher Akt sei und man sich durch Luftanhalten das Leben nehmen könne, und bezieht sich auf Francisco Vallés, Cristóbal de Vega, Abraham Zacuto Lusitano, Vopiscus Fortunatus Plemp, Hermann Boerhaave, Albrecht von Haller, Johann Friedrich Blumenbach, Jean François Fernel und William Harvey, wobei ihm alle zustimmen und nur die beiden zuletzt Genannten ihn nicht nennen. In dieser Autoritätsgläubigkeit sieht Hernández González zutreffend ein nicht zu unterschätzendes Hemmnis für den medizinischen Fortschritt und präsentiert von jedem der genannten Autoren ausführlich entsprechende Textauszüge. Im letzten Abschnitt des Beitrags stellt Hernández González medizinische Erkenntnisse aus dem 19. und 20. Jh. vor, die schließlich eine neue Sicht auf die Atmung ermöglichten: Julien Legallois’ *Expériences sur le principe de la vie*, Pierre Flourens’ *Nouveaux détails sur le noeud vital* und Thomas Lumsdens *Observations on the respiratory centres in the cat* (349): „Estos estudios demostraron que la respiración es un acto reflejo o automático. Por esto es imposible científicamente dar credibilidad a los casos de asfixia voluntaria que se ponen como ejemplo, pues el aumento de CO₂ en la sangre producirá la estimulación de los centros respiratorios del tronco del encéfalo y automáticamente esa persona volverá a respirar. Es lo que ocurre en el sueño, en el coma y en el ictus. Lo mismo ocurrirá aunque el suicida se tape la nariz y la boca pues al poco tiempo se desvanecerá y volverá a respirar automáticamente. Tampoco es posible científicamente meterse la lengua en la tráquea (laringe). Lo que ha ocurrido es que los observadores han confundido muertes repentinas por el mal estado de los esclavos con suicidios apneicos. pues [*sic*] al desvanecerse el individuo, la lengua se relajaría y dejaría la vía aérea expedita para volver a respirar.“

María Luisa de la Cámara García beleuchtet „La nueva medicina en el marco de la filosofía aristotélica: nota crítica sobre el connato en la *Carta filosófica médico-chymica* (1687)“ bei Juan de Cabriada, untersucht dessen Verständnis des aristotelischen *connato* = *appetitus* als Selbsterhaltungstrieb und als Widerstandskraft und zeigt auf diesem Weg die Unterscheidung von *nova medicina* und klassischen metaphysischen Prinzipien und damit Cabriadas Sicht auf den medizinischen Fortschritt (353): „Pues, aunque incorpora numerosas innovaciones, Juan de Cabriada no renuncia por completo al paradigma filosófico en el que se inscriben en la época las humanidades médicas, ni a cierta influencia de la retórica sacra en su intervención en el debate sobre el uso de las sangrías. Pero tal caso, siendo desacompañado el ritmo de las transformaciones médicas respecto al marco filosófico y retórico, cabe pensar que existe al menos una razón para revisar la radicalidad de la hipótesis sobre la moderna ciencia médica en términos de ruptura del paradigma frente a la tradición.“ Nach einer ausführlichen Darstellung von Leben und Werk bettet de la Cámara García die *Carta* in das wissenschaftliche Umfeld ein (von Andreas Vesalius’ *De humani corporis fabrica* bis zu einer Fülle von in den Paratexten erwähnten Autoren), in denen Cabriada sich durchaus auch gegen die

(360) „Junta Médica (integrada por médicos galenistas)“ stellt und trotzdem Galen zitiert (363): „Cabriada es moderno, no cabe duda. Pero Galeno es citado como referencia y la manera de entender al hombre sigue siendo aristotélica, así como también lo son los principios de la epistemología.“ Zum Verständnis von *connato* im 16. und 17. Jh. nimmt die Verfasserin ausführlich Stellung. Diese Begriffsklärung ist wichtig, um die Verwendung bei Cabriada – abweichend von *impetus* – richtig einzuordnen (375–376): „El *connato* no es objeto de reflexión pormenorizada en la *Carta* (a diferencia del tratamiento que recibe el tema por otros filósofos contemporáneos como Hobbes o Spinoza), sin embargo desempeña en ella un papel potente y central. Como las observaciones y experimentos anatómicos y clínicos no son per se *episteme*, el *connato* es el principio racional que da sentido a la pluralidad de las observaciones y a la diversidad de escuelas médicas poniéndolas bajo su gobierno. Esta presunción evidente, adecuadamente categorizada y contextualizada por Cabriada, es revalidada enseguida por la autoridad de van Helmont y finalmente es aplicada a la medicina como un principio antropológico y médico. Así el médico moderno no sólo es deudor de las novedades de la ciencia europea sino también el guardián de la concepción aristotélica de ciencia como un conocimiento por causas [...]. El *connato* desempeña en la *Carta* un papel rector de la medicina moderna: preside el funcionamiento del cuerpo humano, explica la enfermedad y la curación, y se aplica a la terapéutica. En este ámbito no sólo justifica el régimen de vida más adecuado para la *conservación* de la salud, sino también deja vía libre a los remedios químicos que pueden *combatir* las enfermedades, adaptándose al ámbito farmacológico de la fermentación y la química. Este deseo de vivir explica así mismo el nacimiento de las diferentes Escuelas Médicas a lo largo de los tiempos. Finalmente, la propuesta de demarcación en la *Carta* entre los contenidos modernos de la materia médica y los principios filosóficos de raíz aristotélica en los que se sustentan (*connato*) no es la menos importante de las consecuencias. Esta hipótesis contribuye a la interpretación de las humanidades médicas en el siglo XVII no como ruptura del paradigma tradicional, sino como la incorporación de conocimientos nuevos en oleadas sucesivas a la vez que desacompañadas.“

Allen Beiträgen sind umfangreiche Literaturverzeichnisse beigegeben. Am Ende des ebenso spezialisierten wie verdienstvollen Bandes stehen zwei Indizes („Índice antropológico“ von Rocío Martínez Prieto und Dana Zaben und „Índice de manuscritos“ von Marina Díaz Marcos). Sie machen das Beziehungsgeflecht zwischen den einzelnen Untersuchungen noch deutlicher sichtbar, da einige der genannten Personen und Handschriften so bedeutsam waren, dass sie mehrfach – und in immer wieder neuen Zusammenhängen – Erwähnung finden. Die Aufsatzsammlung ist ein unverzichtbares Instrumentarium für Medizinhistoriker*innen und Philolog*innen mit ausgeprägtem fachliterarischem Interesse. Sie entwirft ein Panoptikum von Rezeptionsstrategien und deren Folgen und unterstreicht aussagekräftig die zentrale Rolle von wissenschaftlichem Austausch – und das bereits in einer Zeit, in der er aufgrund grundlegend anderer infrastruktureller, technischer und medialer Ausstattung ungleich schwieriger war als in unserer modernen globalisierten Welt.

Sonja Schreiner

Georgius Gemnicensis: *Ephemeris sive Diarium peregrinationis transmarinae*. Georg von Gaming: Martin Baumgartners Pilgerreise nach Ägypten, auf den Berg Sinai, ins Heilige Land und nach Syrien in den Jahren 1507 und 1508. Einleitung, Edition und Kommentar von Hermann Niedermayr. Übersetzung von Gerhard Frenner. Band 1: Einleitung, Text und Übersetzung. Band 2: Kommentar, Appendix und Literaturverzeichnis. Wien-Köln: Böhlau 2023. 1540 S. Ill. ISBN 978-3-205-21675-9

Wer Georgius Gemnicensis in der umfassenden Sicht von Hermann Niedermayr und Gerhard Frenner als physisches Buch sein oder ihr Eigen nennen möchte, sollte zuvor überprüfen, wie viel Platz noch im Bücherregal zur Verfügung steht (ca. 10 cm) und wieviel Traglast das dafür vorgesehene Bücherbrett noch hat (ca. 2 weitere kg). Aufgeteilt auf zwei dicke Hardcover-Bände mit eingebundenen dunkelblauen Stoffbändchen als Lesezeichen – was durchaus auch praktisch Sinn macht, wenn man Text (Band 1) und Kommentar (Band 2) nebeneinander studieren und zwischendurch wieder zuklappen möchte – wird man mit einem haptischen Erlebnis und nicht nur schön gestalteten, sondern auch fundiert recherchierten Büchern belohnt. Die Genese der monumentalen kommentierten Ausgabe des Pilgerberichts von Georg von Gaming erläutert Hermann Niedermayr im „Vorwort“. In der umfangreichen „Einleitung“ werden die Kufsteiner Pilger vorgestellt (13): „Bei diesen Pilgern handelte es sich um den in Kufstein ansässigen Bergwerksbesitzer Martin Baumgartner, den Kufsteiner Lateinschulmeister Georgius und einen nicht näher bekannten Priester namens Vincentius.“ Georgius’ zutiefst katholisch geprägte *Ephemeris* (nach der Rückkehr – jedenfalls vor 1521 – auf Basis der während der Reise 1507–1508 entstandenen Tagebuchnotizen bereits in Gaming verfasst und mit zahlreichen Zitaten aus vielen Autoren erweitert) wurde vom Benediktiner Bernhard Pez 1721 ediert; seit 1594 lag eine protestantische Umformung von Pastor Christoph Donauer unter dem Titel *Peregrinatio Baumgartneriana* vor: „Die Baumgartnersche Pilgerreise bietet also die innerhalb der Pilgerliteratur einmalige Möglichkeit, einen katholischen Originalbericht mit einer evangelischen Bearbeitung zu vergleichen.“ Niedermayr arbeitet zu allen Aspekten seines Forschungsvorhabens akkurat und detailreich: Die Viten der Proponeten entfaltet er ausführlich (vor, während und nach der Pilgerreise). Die konsequente Einarbeitung von Quellen (darunter ein informativer Brief des Gamingers Bibliothekars Leopold Wydemann über Georg), von Archivalien und (z.T. entlegener) Sekundärliteratur lässt lebendige Lebensbeschreibungen entstehen. Die Unterschiede zwischen den Texten arbeitet er in Detailgenauigkeit, mit vielen Beispielen und mittels übersichtlicher Listen heraus; die Paratexte zu den eigentlichen Pilgerberichten (etwa Donauers Baumgartner-Vita) druckt er im Volltext ab (zuzüglich Übersetzung von Gerhard Frenner, der für sämtliche deutsche Übertragungen verantwortlich zeichnet).

Im Kapitel „Charakteristik der drei Textzeugen“ rekonstruiert Niedermayr die Überlieferungsgeschichte (37): „Das Autograph ist jedenfalls verschollen. Auch das Gamingersche Manuskript, das Wydemann für die Pez-Edition abgeschrieben hat und in dem er drei bis vier verschiedene Schreiberhände unterscheiden konnte, muss als verloren gelten. Dies liegt vor allem daran, dass die Gamingersche Bibliothek nach Aufhebung der Kartause (1782) zerstreut wurde.“ Donauer wiederum arbeitete seine Fassung auf Basis des Widmungsexemplars der *Ephemeris* aus dem Nachlass Baumgartners aus. Den ältesten erhaltenen Textzeugen, die heute in Jena verwahrte Handschrift aus dem 16. Jh. (ThULB Jena Ms. Prov. o. 310), weiters

die Pez-Edition (erweitert um eine Biographie des Herausgebers und Wydemanns Briefe und Textvarianten) und schließlich Donauers Umarbeitung (mit Vita des Verfassers auf Grundlage von dessen Autobiographie und Darstellung des bildungs- und religionsgeschichtlichen Hintergrundes) präsentiert N i e d e r m a y r umfassend. Dazu gehört eine Analyse der Titelblätter (mit Abbildungen) und eine solche der umfangreichen Paratexte (Donauers Gedichte, ein Widmungsbrief an die Financiers, ein Vorwort an die Leser und schließlich ein umfangreiches ZHTHMA ΟΔΟΙΠΟΙΚΟΝ von Oswald Mattheson, das [83] „ganz im Sinne Donauers – den religiösen Charakter der ‚Peregrinatio Baumgartneriana‘ zur Gänze ausblendet“). Eine mehrseitige tabellarische Gegenüberstellung der einzelnen Kapitel des Pilgerberichts bei Pez und Donauer (84–88) zeigt die Abweichungen in Ponderierung und Umfang deutlich (89): „Wie man erkennen kann, haben die Kapitel bei Donauer in der Regel einen geringeren Umfang als bei Pez. Eine auffällige Zugabe Donauers sind Verweise auf Sekundärliteratur des ausgehenden 16. Jh.s, mit denen er den wissenschaftlichen Charakter seiner Edition herausstreichen möchte. [...] Das Zitieren aktueller Sekundärliteratur könnte auch im Dienst der Verschleierungstaktik Donauers stehen: Angesichts der häufigen Verweise auf moderne Geschichtswerke wird der Leser kaum auf den Gedanken kommen, dass die Grundsubstanz des Textes aus dem Beginn des Jahrhunderts stammt.“

Den „Vergleich beider Textfassungen“ eröffnet N i e d e r m a y r mit einem Überblick über die Forschungsgeschichte (90): „Im 18. Jh. führen mehrere Verfasser einschlägiger Biographien den Bericht über die Baumgartner-Reise als Autorität für die Landeskunde Palästinas an.“ Am (vorläufigen) Ende der Beschäftigung mit den Texten steht neben der vorliegenden Edition die Nennung in der *Tyrolis Latina*. An zahlreichen Passagen zeigt N i e d e r m a y r Donauers (97) „Eingriffe in sprachliche Formulierungen“. Es folgen veränderte Lexik, Morphologie und Syntax. Am gravierendsten aber sind (110) „Wegfall oder Umgestaltung auktorialer Bemerkungen“; denn: „Bei der ‚Ephemeris‘ handelt es sich um eine homodiegetische Narration, weil der Erzähler Georgius auch als Figur in der Erzählung auftritt.“ Donauer jedoch ist es ein Anliegen, „den eigentlichen Autor Georgius in die Rolle eines bloßen Informanten herabzudrücken. Der literarische Ruhm, die ‚Peregrinatio Baumgartneriana‘ verfasst zu haben, sollte ganz allein dem evangelischen Pastor zufallen.“ Doch Donauer geht noch weiter, indem er auch (120) „[i]ndividuelle Erlebnisse des Georgius“ streicht (120–121): „Donauer bringt Georgius nicht nur als Autor des Textes, sondern auch als im Text handelnde und (vor allem) leidende Person zum Verschwinden. Obwohl der ursprüngliche Autor in der Regel im Wir-Stil berichtet, d.h. alles, was den drei Pilgern zustößt, als Kollektiverlebnisse schildert, finden sich doch einige Stellen, in denen sich Georgius selbst mit *ego* als handelndes Individuum einführt. Diese Textpassagen sind besonders wertvoll, weil sie der ‚Ephemeris‘ den Charakter eines persönlich gefärbten Tagebuchs verleihen.“ Um Martin Baumgartner als ‚strahlenden Helden‘ erscheinen zu lassen, wird Unheroisches ausgeblendet, um dem Protestantismus mehr Gewicht zu verleihen, schaltet Donauer so manche negative Bemerkung über den Katholizismus ein, bevorzugt gegen (132) „die Franziskaner, also die Angehörigen des im Heiligen Land am stärksten vertretenen Ordens.“ Dazu kommt konsequent die (136) „Streichung von Textinhalten aus konfessionellen Gründen“, z.B. Heiligenverehrung und Wundererzählungen.

„Chronologie und Itinerar der Reise“ bietet einen guten Überblick über die mehrere Monate dauernde Reise (mit Karten 142–143 und einer tabellarischen Übersicht 145–151, in der Reisedaten, Stationen und Erlebnisse und die Verteilung auf die Kapitel einander gegenübergestellt werden). Die Georgius wichtigen Städtebeschreibungen nennt N i e d e r m a y r

nur kurz, gibt aber immer die Stellen an, damit man sie in der ausführlichen zweisprachigen Edition „Text und Übersetzung“ (258–599), dem Hauptteil von Band 1, rasch nachlesen kann. Vorgeschaltet ist eine kurze editorische Vorbemerkung, dazu Siglen und Abkürzungen im Apparat und ein Hinweis zur Übersetzung von Frenier (257): „Während von Donauers Kurzfassung seit Langem Übersetzungen ins Englische und Russische vorliegen, wurde der originale Pilgerbericht noch in keine moderne Sprache übertragen. Die vorliegende Übersetzung, die den lateinischen Text in der Muttersprache der Kufsteiner Pilger wiedergibt, beschreitet einen Mittelweg zwischen Ausgangssprachen- und Zielsprachenorientierung. Damit möchte sie einerseits das inhaltliche Erfassen des parallel abgedruckten Originaltextes erleichtern, andererseits auch aus Eigenem möglichst gut verständlich sein. Hochgestellte Zahlen innerhalb der Übersetzung verweisen auf den Kommentar.“ Der füllt (mit Ausnahme von „Literaturverzeichnis“ [1524–1540] und einer „Appendix“ [1430–1523] zur „Charakteristik der benutzten Paralleltexte“ [aus der Spätantike, der Zeit des Ersten Kreuzzugs, dem 12., 13., 14., 15. und 16. Jh.] nebst „Alphabetische[r] Liste der herangezogenen Paralleltexte“) den gesamten zweiten Band, der den Umfang von Band 1 noch übertrifft. In den knappen „Vorbemerkungen zum Kommentar“ (639–641) werden „die bei der Kommentierung herangezogenen Paralleltexte“ vorgestellt und „weitere Schwerpunkte der Kommentierung“ geklärt, was v.a. die Fülle wörtlicher Zitate, ein Alleinstellungsmerkmal dieses Pilgerberichts, betrifft und Band 1 dahingehend vertieft.

Im Abschnitt „Gattungsgebundenheit und individuelles Profil der ‚Ephemeris‘“ definiert N i e d e r m a y r den Pilgerbericht als literarische Gattung, indem er Subgenres mit fließenden Grenzen anführt (153): „Es ist so gut wie unmöglich, die einzelnen Texte fein säuberlich in Pilgerführer (in Itinerarform), Heilig-Land-Beschreibungen (*Descriptiones Terrae sanctae*) und Pilgerberichte (mit umfangreichen narrativen Partien) zu kategorisieren.“ Georgius’ *Ephemeris* zeigt durch die Einteilung in drei Bücher (155) „die traditionelle inhaltliche Dreiteilung besonders sinnfällig. Allerdings bietet Buch 1 weit mehr als eine bloße ‚Hinreise‘, weil es vom Aufenthalt in Ägypten, aber auch von der ‚Peregrinatio Cathariniana‘ auf die Sinai-Halbinsel berichtet. Dasselbe gilt für Buch 3, das keineswegs nur die Schiffsreise nach Venedig schildert, sondern zusätzlich die Landreise von Jerusalem bis zur syrischen Hafenstadt Tripolis.“ Auch Weltliches und Mythologie integriert Georgius im Unterschied zu vielen anderen einschlägigen Texten. Abweichend von der überwiegenden Zahl der Texte im Bereich der Pilgerliteratur ist überdies, dass Georgius Jerusalems Andachtsorte nicht einfach aufzählt, sondern viele Zusatzinformationen bietet (156): „Georgius ist auch im zweiten Buch der ‚Ephemeris‘ bestrebt, mehr als einen Katalog der Andachtsstätten zu bieten, weil er durch einen homogenen Erzählduktus ein großes Ganzes vorlegen will. Ein individuelles Profil bekommt die ‚Ephemeris‘ schließlich dadurch, dass Georgius mehrmals traditionelle Lokalisierungen heiliger Stätten kritisch hinterfragt und alternative Vorschläge zu ihrer Verortung macht.“ Anschaulichkeit macht die *Ephemeris* ebenso zu einer erfreulichen Lektüre wie gut geschriebene und wohlgedachte Exkurse.

Das Kapitel „Intertextualität“ legt die zahlreichen Zitate aus antiker, spätantiker, mittelalterlicher und humanistischer Literatur und aus der Bibel (Vulgata und Apokryphen) offen. Die Bandbreite umfasst lateinische und griechische Texte, Prosa und Dichtung und verschiedenste Genres. Dazu kommen ältere Pilgerberichte (Beda Venerabilis, Burchardus de Monte Sion, Ludolf von Sundheim, Hans Tucher und Bernhard von Breydenbach). N i e d e r m a y r belegt sämtliche Zitate in langen Listen, die beredten Einblick in Georgius’ weiten Bildungs-

horizont geben (aber auch in seine eigene Arbeitsleistung beim Aufzeigen der vielen und vielfältigen Allusionen).

Das Kapitel „Historischer Hintergrund der ‚Ephemeris‘“ widmet sich dem (210) „See-reich der Venezianer“, den (213) „Johanniter[n] auf Rhodos“, dem (216) „Osmanische[n] Reich“, dem (217) „Reich der Safawiden“, beleuchtet aber auch Wirtschaftsgeschichte, z.B. den Bananenhandel, und Mentalitätsgeschichte – darunter auch respekt- und gefühllosen Umgang mit Tieren (221): „Beim Ritt von Kairo nach Gaza ist Georgius den Schikanen seines Maultiertreibers hilflos ausgeliefert; dieser spornt absichtlich das Tier mit spitzen Stöcken und Schreien derart an, dass das Tier den kranken Reiter abwirft [...]. Der Sodomie praktizierende sarazenische ‚Heilige‘, auf den die Pilger unterwegs stoßen, würde laut Georgius im christlichen Abendland den Feuertod erleiden; unter den Muslimen gilt er jedoch – im Sinne des Topos der verkehrten Welt – als höchst verehrendwert [...]“

„Altetumskundliche Interessen“ beziehen sich auf Bauwerke, Inschriften und Münzen. (Dieser Abschnitt umfasst nur eine Seite.) „Ethnographische und naturkundliche Beobachtungen“ betreffen fremde Völker, exotische Tiere (z.B. das Krokodil), aber auch ein Katzenasyl in Damaskus, Pflanzen (ein besonderes Faible von Georgius) und (229) „Bergbesteigungen“, die er als Tiroler und in der Tradition neulateinischer Autoren positiv besetzt. Naturereignisse wie Erdbeben und die Gefahren der (231) „Meerfahrt“ werden gleichfalls thematisiert. „Religiöse Aspekte der Pilgerreise“ umfassen den (234) „Gewinn des Seelenheils durch die Pilgerfahrt“, wobei Neugier als Reisemotivation verpönt war, weiters (236) das „Verweilen an den ‚Stätten der Verkündigung‘“, Ablass- und Reliquienverehrung.

Im abschließenden Abschnitt „Rezeption“ beleuchtet N i e d e r m a y r neben (248) „der bibliographischen Rezeption der beiden Druckversionen“ Autoren des 17. und 18. Jh., die sich – in verschiedenen Sprachen – mit dem Pilgerbericht auseinandergesetzt haben (Samuel Purchas, Olfert Dapper, John Locke und Flaminio Cornaro), und eine Übersetzung ins Englische (1704 herausgegeben von Awnsham und John Churchill).

Ein umfangreiches „Register“ (unterteilt in einen „Index nominum – Personen- und Ortsregister“, in „Die in der ‚Ephemeris‘ zitierten Bibelstellen“ und ein „Lateinisches Glossar“) dient als unverzichtbares Hilfsmittel für eine stupende Publikation, deren Einleitung eigentlich eine eigenständige Monographie ist, deren Kommentar Schichten des Textes freilegt, die vielfach nur nach langer und eingehender Beschäftigung sichtbar werden, und deren Hauptteil, die Edition, einen bisher weitgehend unbekanntem Text erstmals unmittelbar zugänglich macht und durch F r e n e r s Übersetzung auch für einen weiteren Kreis von Interessierten mittelbar erschließt. Hermann N i e d e r m a y r und Gerhard F r e n e r haben auf diese Weise die für Georgius Gemnicensis so charakteristische Dreiteilung auf eine ganz eigene Weise in ihre Auseinandersetzung mit der *Ephemeris* übernommen: beginnend bei der ‚Anreise‘ zum Text (der Einleitung), gefolgt vom Mittelstück, dem ‚Aufenthalt an dem Pilgerort‘ (dem Text und der Übersetzung) und ausbegleitet und beschlossen von der ‚Heimfahrt‘ (der Auf- und Nachbereitung im Kommentar) – und wie schon bei Georg von Gaming stets mit *sidesteps*, die die Lektüre noch ansprechender machen.

Sonja Schreiner

Marian Nebelin, *Europas imaginierte Einheit. Kulturgeschichte und Antikerezeption bei Stefan Zweig*. Köln: Böhlau 2024. (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte. 96.) 386 S. ISBN 978-3-412-52325-1

Die Anzahl der in altertumswissenschaftlichen oder klassisch-philologischen Periodika besprochenen Monographien zu Stefan Zweig dürfte überschaubar sein. In einer auch Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte abdeckenden Zeitschrift, wie es die *Wiener Studien* definitionsgemäß jedoch sind, verdient Marian Nebelins Buch ebenso unbestritten eine Anzeige wie in einem komparatistisch ausgerichteten Literaturjournal, einem germanistischen Fachorgan oder in einem Fachblatt zur Exilforschung (historischer, publizistischer oder politikwissenschaftlicher Ausrichtung). Sein weites Untersuchungsfeld, das seine Studie für so viele unterschiedliche Fachvertreter*innen lesenswert macht, steckt Nebelin im „Vorwort“ ab. Das Thema habe ihn seit (7) „einer 2006 veröffentlichten Skizze zur Geschichte der Europaideen und ihrer Probleme beschäftigt und seither nicht mehr losgelassen“ und umfasst die verschiedenen Entwicklungsstufen (und damit verbundenen Implikationen) von Stefan Zweigs Europatexten und -reden (mit Übersichtstabelle 35) aus den Jahren 1932–1940, konzipiert in Belgien, gehalten in Florenz, verlesen in Rom, nicht gehalten in Paris, vorgetragen in Rio und Buenos Aires – unter veränderten politischen Rahmenbedingungen und mit dementsprechend variiert Schwerpunktsetzung und Ausrichtung. Gleich auf der zweiten Seite seiner Abhandlung weckt Nebelin mit einem inhaltsreichen Befund Interesse an der Lektüre seiner Analysen ebenso wie auch an derjenigen der Originaltexte, die er durchgehend (nur) in signifikanten Auszügen zitiert (6): „Zweigs Modell eines vereinten Europa mag gescheitert sein, seine Hoffnung auf eine unierte Welt illusorisch sein. Was bleibt, ist dennoch ein ambitionierter Versuch, eine Geschichte zunächst Europas, später auch der Menschheit zu skizzieren, die durch eine positive Sinnzuweisung bestimmt wird und damit vor dem Hintergrund der historischen Umstände eine besondere Form der Unzeitgemäßheit aufwies. Es ist allerdings gerade diese Unzeitgemäßheit, die neben dem zugrunde gelegten methodischen Zugriff die besondere, bleibende Provokation von Stefan Zweigs Entwurf einer imaginierten Einheit zunächst Europas und dann der Menschheit ausmacht.“ Dieses Modell (und Zweigs Position generell) wird – gerade vor dem Hintergrund seiner eigenen Biographie und der Erfahrungen, die er machen musste – so manche Überraschung bereit halten.

„Zur Einführung: Zweig, Europa und die Antike“ legt Nebelin unter Bezug auf einschlägige Literatur (und mit viele wesentliche Zusatzinformationen enthaltenden und daher recht umfangreichen Fußnoten) die Basis zum Verständnis dessen, was Stefan Zweig umgetrieben hat (17): „Speziell zu Zweigs in der Rede zum Ausdruck kommenden Auffassungen von Altertum, Antike und Antikerezeption fehlt eine übergreifende Untersuchung bisher sogar gänzlich; das gilt aber – im Unterschied zu den biblischen Themen und Motiven – nahezu für den gesamten Komplex der Antike und der Antikerezeption in seinem umfangreichen Werk.“ „Warum ist das so?“, möchte man fragen. Liegt es an mangelndem Vorwissen der Neuphilolog*innen, die zu Zweig arbeiten? Lesen die Altphilolog*innen, die dementsprechend ausgebildet wären, einfach keine österreichische Literatur? Oder gibt es – beispielsweise für Germanist*innen – einfach noch packendere, noch drängendere Themen in seinem Œuvre? Und im Umkehrschluss: Interessieren sich Klassische Philolog*innen einfach mehr für griechische und/oder lateinische Texte und nicht für (genau so bedeutsame und oft von bedeutend mehr Menschen gelesene, wenn auch nicht immer erkannte) Rezeption in anderen Sprachen? Nebelin hält sich nicht mit diesen Fragen auf, auf die gewiss jede*r eine eigene Antwort

hat, sondern geht *medias in res*: Er analysiert gemäß (18) „der methodologischen Verbindung von Close Reading, diskursiver Kontextualisierung und rezeptionsgeschichtlicher Transformationsforschung“ und verortet Zweigs Auffassung von europäischer Identität in der europäischen Geschichte, wobei der Antike (v.a. der römischen) und dem Lateinischen besondere Bedeutung zukommt. Systematisch ordnet Nebelin Zweigs Rede in dessen Œuvre und die zeitgenössischen (gesellschafts)politischen Umstände ein. In seiner Haltung konstatiert er (22) „die Sehnsucht nach einem idealisierten Nicht-Ort [...], der für den prominenten Autor immer auch der einer in die Zukunft projizierten, idealisierten Vergangenheit war und dessen wesentliches Merkmal die imaginierte Einheit der Menschheit gewesen ist – zunächst in Europa, später in der Welt.“

„Wehrloser, machtloser Zeuge‘: Der biographische und werkgeschichtliche Kontext“ beginnt mit einer kurzen biographischen Skizze von Stefan Zweigs durchaus dramatischem Leben, durchwoben mit Zitaten aus der erst nach seinem Ableben publizierten Autobiographie, worin das geeinte Europa (27) „als handlungsleitende politische Idee seines Lebens“ erscheint. Auch dieses Kapitel ist durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat charakterisiert, was sich daraus erklärt, dass Marian Nebelin hier unverzichtbare Sekundärliteratur aus verschiedenen Disziplinen (von der Literaturgeschichte, inkl. Exilforschung, bis zur Zeitgeschichtsschreibung) verarbeitet hat. Auf nur 14 Seiten legt er die Grundlagen für das Verständnis von Stefan Zweigs Europaidee in synoptischer Betrachtung sämtlicher Texte zu diesem komplexen Thema.

„Rückblick auf eine Vorarbeit: *Die europäische Idee in der Literatur*“ geht noch hinter die erste Rede in Florenz zurück, konkret auf das Manuskript, den (37) „belgische[n] Vorläufer“, der auf einer Dreiheit basiert: „Literaturgeschichte, Programmatik, Zeitgeistskizze“, wobei der langen und umfangreichen europäischen Literatur(geschichte), dem einschneidenden Ersten Weltkrieg und dem (44) „Antagonismus von Einheits- und Partikularstreben“ besondere Bedeutung zukommt, die zu (46) „drei programmatischen Grundannahmen“ kondensiert. Damit meint er „die Wellenbewegungshypothese, das [auf Friedrich Nietzsche zurückgehende] Verzögerungsaxiom und den Primat der Gemeinsamkeiten“. 51 schaltet Nebelin eine hilfreiche Tabelle ein, die Literatur und Geschichte, getrennt in positive und negative Phasen, verbindet. Daran schließt er ausführliche Analysen zu allen Proponenten und Ereignissen an, die aufgrund ihrer Komplexität große Konzentration bei der Lektüre verlangen, aber weitreichenden Erkenntnisgewinn bringen – besonders bezogen auf das, was Zweig als (66) „Bücher Europas“ klassifiziert (68): „Der Literaturbezug wurde in den späteren Entwürfen erheblich reduziert, lässt in diesem Manuskript aber auch zunächst erkennen, welche literarische Genealogie und – damit zusammenhängend – welchen literarischen Kanon der Schriftsteller selbst mit dieser Einheitsvorstellung verband.“

„Von Florenz nach Rom: Die Narrative von Zweigs italienischen Europavorträgen“ führen die Texte von Florenz, Rom und Paris mit vielen zitierten Passagen gegeneinander. Dabei arbeitet Nebelin Leitmotive heraus, die er als (94) „maximischen Diskurs‘ im Sinne Egon Flaigs [angewandt auf die *Historien* des Tacitus]“ bezeichnet, „also um jene Setzungen und Vorannahmen, von denen aus die gesamte historische Erzählung Zweigs – inklusive der ihr zugrunde liegenden Selektionen, Perspektiven und Wertungen – bestimmt und geprägt wird.“ Zyklischer Geschichtsverlauf ist dabei von grundlegender Bedeutung. Anders als Tacitus bedient sich Zweig keiner Objektivitätsversicherung (101): „Weil Zweig als Schriftsteller im Unterschied zum Historiker Tacitus einen maximischen Diskurs ausdrücklich selbst zu erzeugen versuchte, ging es ihm erklärtermaßen und mithin um eine bewusste angestrebte – und

den Leserinnen und Lesern ausdrücklich angekündigte – Vereinseitigung des Diskurses.“ Europa bedeutet für Stefan Zweig stets Internationalität, dem er die Nationalstaaten entgegenstellt. Neu gegenüber dem belgischen Manuskript ist der Übergang von der Antike in das Mittelalter als (105) „Transitionsbeispiel“. Solche Übergänge und Übernahmen werden generell zu einem prägenden Element „in Zweigs Einheitsnarrativ“, wobei Religion und Kultur als mindestens so tragende Säulen fungieren wie die politische Ordnung.

„Das historische Phasenmodell der Florentiner Rede“ führt diese für Stefan Zweigs Europaidee so prägenden Entwicklungslinien näher aus – in stetiger Verbindung mit (110) „seiner These von der kreativen Kraft menschlicher Kooperation“, wozu eine positive Umdeutung des Turmbaus zu Babel als mythische Urgeschichte ebenso gehört wie der Orient und Griechenland als Vorgeschichte (117): „Das Römische Reich [...] erschien dem Schriftsteller als die erste (und vorerst letzte) Realisierung der politischen Einheit Europas. Völlig außer Acht ließ Zweig dabei, dass das Imperium Romanum einerseits ein trikontinentales Reich war und mithin nicht nur europäische, sondern auch afrikanische und asiatische Gebiete einschloss.“ Erst die Völkerwanderungen führen zu einem Wandel. Nach dem Ende Roms übernimmt die Kirche. Latein bleibt ein übergreifendes, verbindendes Element, wird aber zugleich durch den zunehmend elitären Sprachgebrauch in seiner Wirkung eingeschränkt, was den Nationalsprachen und damit dem Partikularismus den Boden ebnet. Erst die Renaissancehumanisten bewirken noch einmal einen Umschwung (120): „Damit ist der Primat vom Politischen endgültig auf den Bereich der Kultur übergegangen: Zwar zeigen sich diese und auch die nachfolgenden Geschichtsphasen immer wieder vom Politischen und von der Politik tangiert, ja zum Teil in höchstem Maße beeinflusst, doch erweckt Zweig fortan insbesondere für den positiven Einheitsstrang den Eindruck, als hätte ein rein kultureller Strang die Einheitsgeschichte Europas fortgeschrieben.“ Als die Reformation sprachlich spaltet, übernimmt die Musik die einheitsstiftende Rolle, bis auch sie nationalen Trends folgt. Neue Hoffnung wird in die Technik gesetzt, bis sie pervertiert in den Krieg führt (mit einer instruktiven Tabelle 137). So bleibt ein Blick zurück in die positiv besetzte Utopie der Antike als Evasion und mögliches Idealbild.

„Das Paradigma: Altertum – Antike – Antikerezeption“ entwickelt Stefan Zweigs dahinterstehende Gedankengänge in Auseinandersetzung mit den (144) „kulturrassistischen Geschichtskonstruktionen“ von Oswald Spengler, Houston Stewart Chamberlain und Alfred Rosenberg. Überraschend und befremdlich ist hierbei Zweigs eigene Sicht auf (153) „Schwarze als inferiore Menschen“ in den *Bildern aus Amerika* (1939), denen er als positive (!) Lösungsmöglichkeit die (154) „Aufweißung“ in Brasilien gegenüberstellt. Der ihn prägende Kulturelitisismus verunmöglichte ihm, einem vor drohender Ausgrenzung und Verfolgung Emigrierten, eine gerechte Sicht auf Lebensrealität, Sorgen und Nöte von in einer von den Weißen verursachten Abwärtsspirale gleichsam Gefangenen (162) „und verhinderte, dass er die von ihm an anderen Stellen so oft eingeforderte Sympathie mit den Schwachen empfinden konnte. Stattdessen griff er auf rassistische Stereotype zurück. Es ist allerdings durchaus nicht unerheblich, dass der *Amerika*-Beitrag zu Lebzeiten Zweigs unveröffentlicht geblieben ist, denn dadurch gehört er nicht zu jenen Bestandteilen seines Werkes, die der Schriftsteller selbst öffentlich machte.“ Kulturrassismus betrifft bei Stefan Zweig auch den Orient und die Griechen in ihrer Abgrenzung von den sogenannten Barbaren (166): „Das Lob eines vermeintlichen griechischen Protohumanismus (in Anlehnung an Friedrich August Wolf) wird konterkariert durch die Annahme, dass es diesem Denken in seiner praktischen Umsetzung immer schon an vermittelnder Universalität gemangelt habe.“ Rom hingegen war ein (poli-

tisch und kulturell) stabilisierender Faktor; den gewaltbehafteten Imperialismus blendet er (im Gefolge Theodor Mommsens) aus. Instruktiv sind Nebelin's Vergleiche mit (zeitgleich) erscheinenden althistorischen Darstellungen, etwa vom ideologisch eindeutig rechts positionierten Joseph Vogt, da sie den zu Stefan Zweigs Zeiten (und auch noch danach) prägenden Diskurs zeigen. Gleichzeitig wird für Zweigs Geschichtsbild immer deutlicher, dass durch alle Wellentäler der (europäischen) Menschheitsgeschichte (175) „immer Momente der Einheits-tendenz fortbestehen“ – z.B. durch die Nachwirkungen der römischen Herrschaft oder der lateinischen Sprache. Die Realpolitik hat ihn allerdings binnen kurzer Zeit zu Umdeutungen gezwungen (177): „Im Miteinander-Sprechen-Können besteht somit ein wesentliches Moment Europas, dessen zeitweilige geschichtliche Verwirklichung durch das Lateinische die Grundlage von Zweigs utopischer Hoffnung bildete. [...] Konnte, was ansatzweise verwirklicht worden war, nicht in erneuter und nunmehr vollendeter Form wiederkehren?“

„Narrative und Phasenmodelle der südamerikanischen Vorträge“ eröffnet Nebelin mit der zentralen Feststellung, dass es sich bei den Vorträgen in Rio und Buenos Aires keineswegs um (178) „kaum veränderte Adaptionen, manchmal gar bloße Übersetzungen“ handelt. Vielmehr reagiert Stefan Zweig auf die bedrohliche weltpolitische Lage. Die bedeutendste Veränderung in der Version von Rio (1936) liegt darin, dass (191) „Zweig postuliert, dass die Trägerschaft der Einheitsidee wechseln könne“; damit „schafft er die Voraussetzungen, um sie von den Europäern auf die südamerikanischen Völker übergehen zu lassen.“ Zusätzlich werden Bezugnahmen auf einige seiner literarischen Werke (noch) deutlicher, z.B. auf die *Sternstunden der Menschheit*. Schließlich fordert er verstärkt (235) „Anerkennung der Anderen“ und „neue Erziehung der Jugend gegen den Hass“. 1940 in Buenos Aires ist (243) „im Kern des Phasenmodells keine signifikante Änderung“ zu verzeichnen, und doch gibt es Abweichungen, die bedeutend sind: „die Zeitdiagnose angesichts des Zweiten Weltkrieges und [...] die daraus abgeleitete Kontinuierungsthese. Letztere liefert [...] ein zentrales Argument, sich für die politische Einheit der Welt einzusetzen, denn sie resultiert aus der vom Schriftsteller beständig aufrechterhaltenen Annahme, dass sich am Ende ungeachtet aller Katastrophen die Einheitsidee durchsetzen werde.“ Kontinuierung ist somit noch wichtiger geworden als Verschiebung (247): „Der Auftrag zur Vereinigung mag von den Europäern auf die Völker Südamerikas übergegangen sein; Auftrag und Ziel begründen jedoch keine Distanz, sondern sollen diese gerade überbrücken helfen.“

Das Kapitel „Funktionalität“ greift ausgehend von der Florentiner Rede und den (248) „übrigen Einheitsreden“ auf die Darstellung Ciceros in den *Sternstunden der Menschheit* aus, weiters hinsichtlich der gewandelten Einstellung zur Technik auf Zweigs Aufsatz *Die Monotonisierung der Welt* (1925), bezogen auf eine ideale Vergangenheit (im 19. Jh.) auf die Autobiographie *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* und schließlich für einen Aufbruch in eine neue Zeit auf *Brasilien, ein Land der Zukunft* (1941) bzw. auf *Kleine Reise nach Brasilien* (1936). Von besonderem Interesse ist *Ciceros Tod oder Der Tod auf der [sic] Rostra*. Cicero wird für Zweig zum Repräsentanten der (263) „Poetik der Besiegten“; denn (268) „Zweigs Sympathie galt den Besiegten – aus epistemologischen und wohl auch identifikatorischen Gründen.“ Nebelin zieht zur Untermauerung Zweigs Drama *Tersites* (1907), Reinhart Kosellecks (271) „Historie der Besiegten“ und einen Brief Zweigs an Romain Rolland aus dem Jahr 1939 heran. Brasilien wiederum wurde für Zweig zu einem Musterbeispiel für friedliche Koexistenz verschiedenster Menschen. Nebelin kommt zu dem Schluss (303): „Jenseits von Detailbeobachtungen und der Sichtbarmachung von – zum Teil gewagten – diachronen Zusammenhängen, denen man manchmal auch einen heuristi-

schen Mehrwert nicht absprechen kann, ist vor allem der maximistische Diskurs von Zweigs Text(en) von Interesse: Er eröffnet eine Möglichkeit, zugleich Gegenwart und Geschichte zu *verstehen* und mögliche Zukünfte [*sic*] zu *denken*, denn Literatur kann mit den Konventionen der Wissenschaft brechen, um ein Verstehensangebot zu unterbreiten, das gerade in seinen politischen Implikationen über die Möglichkeiten wissenschaftlicher Prosa hinausgreift.“

Diese Feststellung leitet nahtlos zu „Fazit und Schlussbetrachtungen: Unpolitische Politik“ über; denn (319) „Zweig selbst hat immer Sympathien für eine distanzierte Haltung insbesondere von Künstlerinnen und Künstlern, Literatinnen und Literaten gegenüber der Politik gehabt, weil er von der Eigengesetzlichkeit und Unabhängigkeit von Kunst und Literatur überzeugt war.“ Dem steht nicht entgegen, dass Stefan Zweig sich dem Pazifismus und dem Internationalismus zugewandt hat (321): „In allen Abschnitten seines Lebens blieb freilich Zweigs politische ‚Waffe‘ das Wort – und erst am Ende seines Lebens vermochte er, sie bewusst und offener politisch einzusetzen. Dennoch blieb diese ‚Waffe‘ immer in dem Sinne einer ‚unpolitischen‘ Haltung verbunden, als Zweig auch in seinen dezidierten politischen Aussagen weiterhin das Allgemeine gegenüber dem Tagesaktuellen bevorzugte.“

Sein gut sortiertes und umfängliches „Quellen- und Literaturverzeichnis“ gliedert Marian Nebelin in „Antike Quellen“, „Moderne Quellen“, „Verzeichnis der Schriften und Briefwechsel Stefan Zweig“ und „Sekundärliteratur“, unterteilt in „Sammelwerke“ und „Monographien, Artikel und Aufsätze“.

Mit der vorliegenden Monographie steht der Zweig-Forschung ein wichtiges neues Buch zur Verfügung, dem viele Leser*innen auch abseits der von Autor und Verlag besonders in den Fokus genommenen Zielgruppen zu wünschen sind. Denn die sehnsuchtsvolle Idee eines wirklich vereinten Europa und der optimistische Traum von einer geeinten Welt haben angesichts der täglich auf auch nur einigermaßen interessierte Medienkonsument*innen einprasselnden Irrungen und Wirrungen nicht das Geringste an Aktualität eingebüßt – von den mörderischen Waffen ganz zu schweigen, denen an so vielen Orten (auch solchen, die nicht im Fokus der Weltöffentlichkeit und der Journalist*innen stehen) zahllose Mitmenschen ausgesetzt sind.

Sonja Schreiner

Verena Bartoszek – Verena Datené – Sabine Lösch – Inge Mosebach-Kaufmann – Gregor Nagengast – Christian Schöffel – Barbara Scholz – Wolfram Schröttel. Beratung: Theo Wirth (Wortschatz und Grammatik). Illustrationen: Miriam Koch, VIVA Gesamtband. Lehrgang für Latein ab Klasse 5 oder 6. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014. 336 S. Ill. ISBN 978-3-525-71093-7

Der vorliegende Sprachlehrgang richtet sich an (deutsche) Schüler*innen des 1. bzw. 2. Lernjahres im Alter ab der 5. Schulstufe, d.h. im Alter von 11 bzw. 12 Jahren. Dementsprechend kindgerecht präsentiert sich das Buch. Nach einer Einleitung, die den Schüler*innen den Aufbau des Buches erläutert, werden 38 Lektionen gebracht: Ein kurzer lateinischer Text mit einem fakultativen Übungstext wird im Anschluss durch Übungen zu Grammatik, Syntax und Wortschatz erweitert, 2–3 Lektionen werden überdies durch eine inhaltliche Klammer (z.B. Mythen um Troia) zusammengehalten. Außerdem findet sich in regelmäßigen Abständen Kulturgeschichtliches. Die letzten (fakultativen) Lektionen 39–45 sind einer vereinfach-

ten Anfangslektüre gewidmet (Plautus, Ovid und mittelalterliches Latein). Alphabetische Verzeichnisse von Eigennamen und Lernvokabular (ca. 1100 Wörter) beschließen das Buch.

So weit, so erwartbar. Spannendes findet man hingegen zwischen den Lektionen: Denn hier erscheinen neben zusätzlichem Übungsmaterial methodische Hinweise zu Rekodierungs- oder Lerntechniken: Lineare Dekodierung, Pendelmethode oder Tipps zum Vokabellernen werden den Schüler*innen erklärt und erläutert, ebenso stilistische Überlegungen zu verschiedenen Übersetzungen.

Dieser regelmäßige Aufbau der einzelnen Lektionen ist sicherlich ebenfalls ein großes Plus des Lehrgangs, ebenso wie die kindgerechte Darstellung der (lateinischen und deutschen) Texte mit Comics und ansprechendem Bildmaterial. Erfreulich auch die Betonung der Wortschatzarbeit, Texterfassung und die induktiven Grammatikübungen.

Die Übungen und Fragen zur Texterfassung werden allerdings leider hinter dem Lektionstext platziert und damit in ihrer Wichtigkeit geschmälert (z.B. 284). Auch deren Häufigkeit und Umfang könnten noch deutlich gesteigert werden, denn das Potential dieser Methode kann so nicht ausgeschöpft werden. Die Bedeutung der Konstruktionsmethode (inkl. der Methode des linearen Dekodierens) mit einer Überbewertung des Verbs als „Lenker“ des Satzes kann an dieser Stelle ebenfalls hinterfragt werden.

Uneingeschränkt positiv sind hingegen die regelmäßigen Wiederholungen des neuen Stoffs und die Anregung zur Selbsteinschätzung der Lernenden (z.B. 148–149). Ebenfalls äußerst erfreulich ist die Aufbereitung der Kulturgeschichte: Statt wie häufig leider immer noch üblich, diese als zusammenhanglose (und oft zu umfangreiche) Appendix zu den Lektionen zu bringen, wird hier neben aussagekräftigem Bildmaterial mit kindgerechten Verständnisfragen bzw. mit interessanten Zusatzaufgaben zum vorgestellten (deutschen) Text gearbeitet.

Das zusätzliche Übungsmaterial ist ebenfalls als gelungen zu bezeichnen: Der Punkt „Mutter Latein und ihre Töchter“ z.B. erweist Latein sehr anschaulich als wesentlich für romanische Sprachen. Die jeder Lektion folgenden Übungen bieten außerdem ein gutes Maß an Umwälzung: Latine loqui, Mind-maps, Eselsbrücken und Ideen aus der Theaterpädagogik bieten neben traditionelleren Formaten wie Tabellenarbeit eine wünschenswerte Abwechslung des Stoffes. Lediglich mehr Beispiele (d.h. Auflösungen zu Beginn der Übung) wären hier wünschenswert gewesen, um Eigenarbeit ohne Unterstützung der Lehrkraft zu erleichtern.

Das Fehlen einer vollständigen Grammatik ist wahrscheinlich einer Reduktion des Umfangs geschuldet (das Hardcover-Buch umfasst bereits 336 Seiten), bedeutet aber, dass für die Unterrichtsarbeit eine Grammatikmappe oder Ähnliches unabdingbar ist.

Eine ausführliche Leseprobe und vielfältige Materialien zum Download stehen auf der Verlagswebsite zur Verfügung (<https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/themen-entdecken/schule-und-unterricht/latein/unterrichtswerke-und-grammatiken/latein-als-1.-oder-2.-fremdsprache/viva/2196/viva-gesamtband>).

Insgesamt liegt hier ein äußerst gelungenes Anfangsbuch vor, dessen mangelnde Eignung für den österreichischen Markt (fehlende Kompetenzorientierung, zu umfangreich, Latein frühestens ab der 7. Schulstufe) höchst bedauerlich ist.

Nina Aringer

Asmus Trautsch, *Der Umschlag von allem in nichts. Theorie tragischer Erfahrung*. Berlin-Boston: Walter de Gruyter 2020. (Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Sonderbände. 43.) XI + 876 S. ISBN 978-3-11-055052-8. e-ISBN (PDF) 978-3-11-055149-5. e-ISBN (EPUB) 978-3-11-055080-1. ISSN 1617-3325

Die (VII) „aktualisierte, überarbeitete und erweiterte Form“ seiner 2014 an der Humboldt-Universität zu Berlin approbierten Dissertation leitet Asmus Trautsch mit einem Befund zur universitären Lehre im Bereich Philosophie ein: „Als mir die Idee kam, philosophisch zur Tragödie zu arbeiten, hatte ich angesichts der an Philosophischen Instituten geläufigen *curricula* den Eindruck, auf ein abwegiges Sonderthema innerhalb der von vielen als Nebenbereich beurteilten Ästhetik gestoßen zu sein, das mit den großen Fragen der Philosophie kaum etwas zu tun haben würde.“ Den Rest des „Vorwort[s]“ widmet er Danksagungen an Wegbegleiter*innen – allen voran seinem Betreuer Volker Gerhardt – und schildert in aller Kürze den Abfassungsprozess (VIII) „vor allem in Bibliotheken“. In seinem Buch beweist er eindrucksvoll – von der ersten bis zur letzten Seite –, wie aktuell sein Thema ist.

Die „Einleitung“ ist programmatisch und enthält im Kern bereits alles, was Trautsch in zehn Kapiteln und einem (wichtigen) Epilog systematisch entwickelt (1): „Die griechische Tragödie widersteht jeder Diagnose ihres Endes.“ Sie ist „eine bis in die Gegenwart unabgeholte Herausforderung für das moderne Theater“, „zum Paradigma für das existentielle Scheitern des Menschen geworden und als dessen Darstellung auf beispiellose Weise erfolgreich.“ Sein Anliegen ist es, „die Tragödie für philosophische Fragen der Gegenwart fruchtbar zu machen. Dafür werden die antiken Texte mit modernen Diskursen, die Aufführung mit der Reflexion, die Kunst mit wissenschaftlicher Erkenntnis in Beziehung gesetzt.“ Im Zentrum seines Verständnisses von Tragödie steht tragische Erfahrung, die das Publikum (2) „körperlich-affektiv mitzufühlen und reflexiv zu verstehen versuchen kann“ und die Interpret*innen nicht weniger empfinden, ausgehend von den (4) „griechischen Tragödien und ihre[r] Wirkung auf das philosophische Denken“ und von Aristoteles’ *Poetik*. Trautsch betont die Individualität tragischer Erfahrung aus der Sicht der jeweiligen Rezipient*innen, (11) „wie jede einzelne Aufführung einmalig ist.“ Wichtig ist ihm, (15) „die tragische Erfahrung als ein Kippen ins Extrem der Grenzsituation, als eine Zäsur in der Lebenskontinuität genau zu beschreiben. Der Blick ins Entsetzen, in den Abgrund der Verzweiflung [...] ist ein wahrheiterschließender Blick, weil die alltäglichen Konsistenz- und Kontinuitätsannahmen brüchig werden und damit die normale Transparenz der Voraussetzungen selbstbestimmter Lebensführung. [...] Es ist ein Umschlag von einem Leben, dem das Gelingen prinzipiell offensteht, in eins, dem das Glück sich verschlossen hat. Ein Umschlag von allem in nichts.“ Zur antiken Tragödie will er nicht noch eine Abhandlung schreiben, sondern ist bestrebt, ihr (17) „durch die Lektüre der Texte möglichst nahezukommen, um [...] in das uns ‚nächste Fremde‘ etwas an Aufklärung für die philosophischen Fragen und das Selbstverständnis der Gegenwart zu gewinnen.“

„Globale Karriere einer Ausnahme: die Entgrenzung des Tragödienbegriffs und das moderne Interesse an der antiken Form“ zeigt die Fähigkeit der antiken Stoffe und der alten Kunstform, Medienwechsel zu vollziehen und zeitlich entgrenzt ihre Wirkung zu entfalten (25–26): „Diese transkulturelle Produktivität der antiken Tragödie, deren Universalität gegen ihre ehemals kolonialistische Vereinnahmung und rassistische Ideologien der Überlegenheit

der europäischen ‚Rasse‘ und Kultur erstritten worden ist, ermöglicht ihr Resonanzen, Brüche und verfremdende Spiegelungen zwischen den antiken und gegenwärtigen Erfahrungen zu verhandeln. Die Kunstform der zerreißenen Konflikte ist somit zu einem ‚globalen Medium‘ transkulturell verbindender Reflexion geworden.“ In einem Forschungsbericht lässt T r a u t s c h das moderne Interesse an der Tragödie Revue passieren und nimmt zusätzlich Bezug auf eine ganze Reihe moderner Autoren wie Bertolt Brecht oder Friedrich Dürrenmatt. Viel Raum widmet er dem (40) „Moment des Umschlags“ und greift in seinen ausführlichen Analysen zurück auf Homer, Heraklit und Hegel. Anregend ist die Lektüre durch stetige Bezugnahme auf tragische Ereignisse in Gegenwart und jüngster Vergangenheit (z.B. 9/11 oder Tschernobyl) und Umschläge in nahezu allen Lebensbereichen (z.B. Digitalisierung oder Ressourcenübernutzung).

„Die griechische Tragödie als Medium menschlicher Selbstverständigung“ fokussiert auf die antiken Wurzeln, verortet die dramatische Form im ursprünglichen (gesellschafts-) politischen und intellektuellen Umfeld, widmet sich der (61) „Darstellung des tragischen Menschen“ in der „modernen philosophischen Anthropologie und Phänomenologie“ und analysiert das (65) „Verhältnis von Tragödie und Philosophie“. T r a u t s c h konstatiert (67): „Alles, was die Tragödie philosophisch, psychologisch, soziologisch und historisch vermittelt, vermittelt sie als *Kunst*. Nichtsdestoweniger kann ein im weiten Sinn anthropologischer Ansatz den Anspruch erheben, aus der Tragödie Erkenntnisse über den Menschen zu erhalten, die auch jenseits der ästhetischen Form, durch die sie überhaupt erst greifbar werden, Geltung haben, sofern sie diese Erkenntnisse aus der Reflexion *auf* die ästhetische Form und Kraft der Artefakte und ihrer performativen Darbietung gewinnt.“ Daraus leitet er eine bedenkenswerte Handlungsanweisung ab (69): „Wer weiß, was er handelnd riskiert, wird nicht notwendigerweise das Handeln unterlassen, sondern sich ihm womöglich reflektierter, besonnener und damit letztlich gestärkter widmen.“

„Der Umschlag als Gefahr“ widmet sich antiker Lebensrealität, Kulturentstehungslehren und der Darstellung der Wechselspiele des Lebens in der griechischen Literatur (Homer, Heraklit, Aristoteles, Platon und Parmenides), wobei keineswegs jede Veränderung als negativ gesehen wird (89): „Zugleich sind Veränderungen von einem Zustand in sein Gegenteil für das Leben konstitutiv. Sie erhalten es überhaupt erst.“ T r a u t s c h fasst zusammen (104): „*Alles* verwandelt sich auf *entscheidende* Weise. Da auf das Handeln von einzelnen Menschen alles ankommt, auch die Persistenz gut verfasster Staaten, bildet erst die Tragödie, in der es um Individuen geht, das angemessene Modell, um die existentiellen Risiken der Praxis begreifbar zu machen.“

„Tragisches Handeln“ thematisiert genau diese Konzentration auf das Individuum im Drama (und im Leben), wobei T r a u t s c h dem Handeln und dem Zusammenspiel vieler Faktoren deutlich mehr Gewicht beimisst als dem Schicksal – in der Tragödie und im Mythos (123): „Auffällig ist, dass der dadurch ausgelöste Umschlag des Glücks, der die Protagonisten der Tragödie trifft, auch durch die Peripetien der Handlungen anderer Figuren ausgelöst werden kann. Darin zeigt sich die soziologische Dimension des tragischen Handelns im Drama als einem Geflecht von Handlungen. Auch wenn alles auf den oder die Protagonisten ausgerichtet ist, haben alle Handelnden am gesamten Umschlag ins Unglück mitverantwortlich Anteil.“ Instruktive Beispiele von Handlungsverläufen unterstreichen seine Argumentation ebenso wie das Einbeziehen philosophischer Auslegung und philologischer Forschung. Gut nachvollziehbar sind die Kategorien, die T r a u t s c h als entscheidend für tragische Entwicklungen anführt: (132) „Richtung“, (137) „Zeit“ und besonders folgenschwer (143) „Fehler“, die

sich in mehrere Kategorien untergliedern lassen (160): „Ein Fehler, der erst tragisch durch seine Konsequenzen *wird*, kann also den Handelnden *unterlaufen*, sei es rein zufällig, sei es durch Fahrlässigkeit, und er kann bewusst als Fehler *begangen* werden.“ Einfluss darauf haben „Zufälle, Götter und Schicksal“, wobei sich die Frage der Verantwortung keineswegs immer auf eine *vis maior* abwälzen lässt, sondern (169) „den Menschen eine fallible Voraussichtskompetenz für ihr Handeln zu attestieren“ ist. T r a u t s c h begründet das noch weiter (176–177): „Die Selbsterfahrung des selbstbestimmten Handelns bleibt dabei für die Tragödie gültig und kann nicht durch einen Autor-Schicksals-Determinismus entkräftet werden – schon deswegen nicht, weil die Einbildungskraft des Autors selbst auf einem Wissen vom Handeln und seinen Geschichten beruht. Der Dichter kann nur dramatische Handlungszusammenhänge vorschreiben, weil er und andere handelnd bereits solche produziert haben, auf die er (imaginär variierend) zurückblicken kann.“ Dieser Zugang macht auch die anthropomorphen Gött*innen verständlicher (178): „Sie erscheinen als verborgene Agenten, willkürlich, parteiisch, hilfreich und schädigend – wie willkürliche Menschen (gerade Tyrannen), nur ungleich mächtiger. Für die rhetorische und zuweilen auch performative Präsenz von Göttern in attischen Tragödien heißt dies, dass sie nicht Determinanten allen Geschehens, sondern vielmehr *Mitspieler* sind.“ Erfrischend sind Aussagen zu konservativen Tragödieninterpretationen wie (191): „Diese alphilologisch-philosophischen Dispute, die sich oft an konkreten Szenen abarbeiten [...], erzeugen entgegen dem selbst erweckten Anschein aus philosophischer Sicht keinen allzu großen Dissens in der Frage nach Freiheit und Verantwortung in der Tragödie.“

„Die kulturellen Gründe tragischen Handelns“ konzentriert sich auf Mittel und Werkzeuge, die kausale Verkettungen noch zusätzlich befördern. Dazu gehört die (203) „Selbstgefährtung des Menschen durch seine eigenen Erzeugnisse“, letztlich durch Kultur und kulturelle Errungenschaften, aber auch durch Krieg. Prometheus dient T r a u t s c h ebenso als aussagekräftiges Beispiel wie Herakles und Hippolytos (239): „Diese Befunde scheinen dafür zu sprechen, dass es sich in der antiken Tragödie um eine Form von tiefgreifender Kulturkritik, ja gar von Kulturpessimismus handelt. [...] In einer modernen Lesart liegt eine positive Antwort nahe. Denn die antike Tragödie fungiert als das Modell für den erst in der Moderne entwickelten Gedanken einer ‚Tragödie der Kultur‘, der sich im philosophischen, literarischen, soziologischen und kulturtheoretischen Diskurs nach 1800 herausbildete.“ Daraus entwickelt sich im 19. und 20. Jh. die Idee eines (249) „(pan-)tragischen Diskurses“. T r a u t s c h wendet sich unter Einbeziehung vieler Philosophen der entscheidenden Frage zu, „wie menschliche Kultur und das Tragische zusammenhängen“ und wirft eine neue Frage auf (264): „Angesichts der geradezu massiven Bedenken des modernen Menschen gegenüber seinen eigenen Erzeugnissen muss man fragen, ob das vor allem im 21. Jahrhundert enorm angewachsene Interesse an der antiken Tragödie nicht das Interesse an unserer eigenen Tragödie der Kultur ist.“ An dieser Stelle kommt wieder das individuelle Empfinden ins Spiel, wird doch der Protagonist, sein Handeln und sein Leiden vom Kollektiv des Chors deutlich abgehoben (293): „Das Verhältnis Chor-Figur verhandelt daher nicht nur das von demokratischer Gemeinschaft und selbständigem Individuum, sondern auch grundlegender das von Mensch und Mitwelt: Die Figuren handeln und leiden in sozialer Vernetzung.“

Wie das Individuum darauf persönlich reagiert, analysiert T r a u t s c h ausführlich in „Die tragische Erfahrung des Leidens“. Er legt den Schwerpunkt zunächst auf Platon und Aristoteles und erweitert seinen Betrachtungsrahmen diachron auf moderne Forschungsliteratur und den internationalen Film. Leidäußerungen, (313) „[d]as Verhältnis von Leiden und Handeln“, Schmerz als (322) „Element und Zeichen des tragischen Leids“ und (329) „[d]ie Rolle der Af-

fekte“ arbeitet er systematisch ab. Textausschnitte (in deutscher Übersetzung) verleihen Asmus Trautschs Ausführungen Plastizität (335): „Anders als rein körperlicher Schmerz und anders als ein reflexionsloser ästhetisch induzierter Intensitätsaffekt ist das *pathos* der Tragödie also offenbar eine komplexe kognitiv-emotional-leibliche Erfahrung, die eine Reflexion auf die Gründe des eigenen Leids und der eigenen Verfassung sowie ihrer zu erwartenden Persistenz integriert. Auf die ästhetische Artikulation dieser Erfahrung nimmt wiederum das Publikum mitfühlend und ebenso bewertend Bezug.“

„Dimensionen tragischer Erfahrung“ fokussiert sich ganz auf die konkrete Leiderfahrung (362): „Die These, dass tragisches Leiden eine existentielle Erfahrung ist, heißt: Es betrifft den ganzen Menschen in Bezug auf das Gelingen oder Scheitern seiner Lebensführung. In seiner Erfahrung ändert sich die Gesamtverfassung des Lebens.“ In der Folge setzt sich Trautsch intensiv mit (philosophischer) Literatur zur Leiderfahrung auseinander (von Heidegger über Gadamer bis zu Foucault). Dazu kommen aufschlussreiche sprachgeschichtliche Beobachtungen (374–375): „Auch lässt sich darauf verweisen, dass Erfahrung in den antiken Sprachen auch außerhalb des Tragödienkontextes mit Gefahr und Negativität verbunden ist. Etwas zu erfahren, kann demnach sowohl bedeuten, zu neuem Wissen und neuen Fertigkeiten zu kommen als auch das eigene Glück und Leben zu riskieren.“ Aus tragischer Erfahrung resultiert (378) „Selbstentzweiung“. Denn „[i]n der Unfähigkeit, das passiv Erlebene zum Gegenstand einer aktiven Integration in die eigene fortsetzungsoffene Lebensgeschichte zu machen, zeigt sich eine anhaltende Selbstentzweiung, die die tragischen Figuren nicht nur von der Welt, sondern auch von sich selbst entfremdet.“ Trautsch präzisiert (392): „Was in der tragischen Erfahrung gefährdet ist, ist also offenbar nicht direkt die organische Selbsterhaltung – sie ist, solange die Leidenden nicht per Suizid aus dem Leben fliehen, vielmehr Voraussetzung für die immer auch leibliche Erfahrung des Leidens und die punktuellen destruktiven Handlungen. Was auf dem Spiel steht, ist vielmehr die Selbsterhaltung der epistemisch und pragmatisch-technisch souveränen Person. [...] Sie sind, anders gesagt, existentiell betroffen.“ Fehlende Selbstbestimmung und nicht selten auch Scham sind ebenso die Folgen wie erzwungene Passivität, ein Gefühl des Ausgesetztseins und Entfremdung (433): „Vor allem scheinen die Figuren in der tragischen Erfahrung sich selbst fremd zu werden.“ Somit ergibt sich diese Abfolge (446–447): „Die Tragik ist keine Folge von Entfremdung, sondern erzeugt erst ein Phänomen der Entfremdung des Akteurs von sich und der Welt angesichts des eigenen Scheiterns. In ihr bricht die Fähigkeit zur Selbstbestimmung mit einem Mal ein.“

„Die individuellen Voraussetzungen tragischer Erfahrung“ liefert ausführliche Begründungen für zwei Thesen (464): „Das tragische Handeln verletzt handlungsleitende Werte *irreversibel*. Diese Werte sind von *existentieller Bedeutung für das Selbstverständnis des Individuums*.“ Trautsch setzt bei der (465) „Irreversibilität des Scheiterns“ ein: „Daher ist die tragische Erfahrung eine Form des Todes *im* Leben.“ Suizid kann die Folge sein, Verluste werden als unumkehrbar erkannt, Reue und (488) „das Bedauern, etwas ungeschehen machen zu wollen“ werden zu einem „Motiv der tragischen Klage“, und oft ist es (490) „ein kleiner Zufall, der zu einer irreversiblen Schädigung wider Willen führt“ und „massiv auf eine Person einwirkt“. Trautsch führt detailliert aus, (493) „dass tragisches Handeln die Zerstörung eines seiner endlichen Natur nach *unersetzbaren Wertes* betrifft, der für die Lebensführung des Individuums bestimmend gewesen ist. Für den *Selbstbegriff* der tragischen Akteure als *Individuen* und ihre normative wie emotionale Verflechtung mit der Welt ist er von *existentieller Bedeutung*.“ Werte und Freiheit stellen eine untrennbare Einheit dar, die auf vielfältige

Art und Weise tragisch gestört oder zerstört werden kann (524): „Nicht nur andere können die eigene Freiheitsausübung durch Widerstand verhindern, sondern auch der Akteur selbst kann es, indem er sich über die Bedeutung seiner Wertungen täuscht, ihnen punktuell entgegen handelt (Affekthandlungen, Fahrlässigkeit, Willensschwäche), sich von ihnen entfremdet oder indem er kontingenterweise radikal scheitert und diese Werte verletzt.“ Kommt es hier zu einem Ungleichgewicht, leidet das Selbstbild (555): „Die Selbstdeutung muss als Ergebnis einer produktiven Aktivität zu einer belastbar stabilen Instanz werden, an die man sich im Handeln *halten* kann. Die formende Aktivität *aus freier* Aneignung von Wertungen, Prinzipien und Gründen wird also in die Bedingung einer stabilen Orientierung *für die Freiheit* umgewandelt. Diese Form des Selbst ist Bedingung für eine erfüllte Autonomie, denn nur *durch* sie und *in* ihr vermag eine Person ihre positive Freiheit zu verwirklichen.“ Vor dem Hintergrund dieses Wertekonzepts macht Trautsch die antike Tragödie für die zeitgenössische Philosophie fruchtbar (573–574): „Tragische Figuren sind existentiell wertende Selbste [*sic*]: Ihnen sind bestimmte Dinge so wichtig, dass ein durch das eigene Handeln (mit)bewirkter Verlust eine dauerhafte Erschütterung der selbstbestimmten Lebensführung evoziert. Alle Qualitäten existentieller Werte gehen ihnen mit einem Mal verloren: Die tragischen Individuen verlieren ihre Orientierung, haben keine Motivation, keine Kräfte mehr, ihr individuelles Selbstverständnis bricht, ihr Leben verliert seinen Wert, seinen Sinn und seine Zukunftsaussicht.“ In einem (584) „Exkurs: Kann es überhaupt Individualität in der griechischen Tragödie geben“ macht sich Trautsch (mit viel Literatur) für das Vorhandensein des Individuellen vor Renaissance-Humanismus und Moderne stark (591): „Individualität tritt in griechischen Tragödien im Moment existentieller Gefährdung theatral ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Das ist ein performativer Schritt, der in seiner das Individuum exponierenden Kraft vermutlich keinen Vorläufer hat.“ Dann wendet er sich zur Untermuerung (600) „der Tragödie als exemplarische Anstalt nach Hegel“ zu (612): „Das tragische Theater der Antike ist eine exemplarische Anstalt, weil sie Allgemeinheit *in* der Individualität und Individualität *in* der Allgemeinheit zur Erscheinung bringt. In der ästhetischen Konkretion der auf die praktische Individualität fokussierten Aufführung öffnet sich das philosophische Denken über den Menschen. [...] In der Tragödie kommt ein Verlust der Bedingungen von Freiheit als Selbstverwirklichung durch die klagende Selbstartikulation eines Individuums zur Darstellung.“ Diesen Abschnitt reichert Trautsch wieder mit vielen Beispielen (und Textauszügen) an, um seinen theoretischen Aussagen praktisches Gewicht zu verleihen, und kommt zu dem Ergebnis (642): „Es zeigt sich, dass stabilisierende, charakterbildende, starke und existentielle Wertungen nach Art fester Formen den entscheidenden Grund darstellen, warum sich Praxis überhaupt so plötzlich in so exzessives Leid verwandeln kann. Die Wertungen sind gleichsam das Scharnier, an dem das aktive Leben kontingenterweise ins Gegenteil, an dem starke Leidenschaft in schweres Leiden umschlagen kann. Wer dieses Scharnier eines evaluativen Selbstbegriffs nicht hat, erleidet auch, wenn ihm etwas misslingt und irreversibel verloren geht, keinen Umschlag [...]. Die *Form*, diese Verletzung als Umschlag *darzustellen* und zugleich die symbolische Kommunikation über das existentiell Bedeutsame in der Erfahrung seines selbst bewirkten Verlustes aufrecht zu erhalten, ist die *Kunst* der Tragödie.“

Das führt Trautsch in „Erkenntnis und Kunst der Tragödie“ näher aus (650): „Die Tragödie ist insofern auch ein *ästhetisches Medium der Anthropologie*, das als Kunst ins Denken über den Menschen treibt und die Frage nach dem Menschen offen hält.“ Daraus ergeben sich von Platon, Nietzsche und Schopenhauer unterschiedlich ausgedeutete Zusammenhänge

zwischen Tragödie und Kulturkritik, aber auch Lebensbewältigung durch Kunst (699): „Die Tragödie hat eine besondere Rolle unter den Künsten der Antike durch die Art, wie sie mit dem Thema des Leidens bzw. Pathos umgeht: Sie leugnet oder relativiert es nicht, sondern fokussiert es vielmehr in den Klagen ausdrücklich als ihren eigenen *Grund* und kann ihm genau deshalb *in* ihr selbst *mit* ihren Mitteln begegnen.“ Für das Publikum wird Tragödie zu einem Mittel der (701) „Leidensabwehr“ und (715) „ästhetischen Selbststretzung des Menschen durch Kultur.“

Im „Rück- und Ausblick“ fasst Asmus T r a u t s c h seine Erkenntnisse auf etwa 35 Seiten zusammen und konstatiert (735): „Die philosophische Arbeit am Tragischen kann so zum kritischen Projekt einer ihre eigene Dialektik aufklärenden Aufklärung beitragen, das ein Bewusstsein für die Gegenwart des Tragischen neben der Kunst, doch in Bezug auf sie, durch begriffliche Analysen wach hält. Die theoretische Analyse kann auch praktisch von Wert sein, sofern die Philosophie einerseits untersucht, wie die Bedingungen der Freiheit gegenüber tragischen Umschlägen besser – rechtlich, moralisch, politisch und technisch – zu schützen sind, und sich andererseits darum bemüht, die individuelle Erfahrung ernst zu nehmen und zu fragen, welche Lebensformen und Ethiken diesen Erfahrungen gegenüber angemessen sein können. Das wären aktuelle Aufgaben einer kritischen Philosophie des Tragischen [...]“ T r a u t s c h plädiert für aktive Leidbekämpfung und gegen (743) „ein nur passives Verhältnis zum Leiden“ – mit Bezugnahme auf Viktor E. Frankl. Dabei ist ihm eines bewusst, etwas, das uns allen klar sein sollte – (753) „den allgemeinen, vernünftigen und sicheren Königsweg in die neue Kontinuität gibt es aus der jeweils individuellen tragischen Erfahrung nicht, da der Prozess der Verwindung von Leid keine Technik ist und nicht von sicherem methodischem Wissen angeleitet wird.“

Im überaus kritischen „Epilog: Befinden wir uns auf der Schwelle zu einer globalen Tragik?“ wendet sich Asmus T r a u t s c h der Bedeutung der Tragödie im Anthropozän zu, in einer Phase, (754) „in der die planetaren Ausmaße menschlicher Destruktivität vor Augen treten.“ Zentral ist folgender Passus, in dem er den Menschen der Gegenwart ihre Rollen in der gegenwärtigen Tragödie zuweist (765): „Die Frage, wie Handeln im Anthropozän zu verstehen ist, gehört zu denjenigen, die gegenwärtig am meisten diskutiert werden. Unzweifelhaft ist dabei die enorme physische Macht, die menschliche Praxen in einem zeitlichen (intergenerationellen) und räumlichen (globalen verkoppelten) Skaleneffekt entwickelt haben. Während in der Tragödie Einzelne – im Kontrast zum eher handlungsarmen Chor – handeln, ist menschliches Handeln im Anthropozän nur statistisch bedeutsam: [...] Kein einziger Mensch erzeugt mit seiner Handlung einen Umschlag in den Komponenten des Erdsystems, aber alle zusammen können ihn über die Zeit bewirken [...]“ Auch (769) „Selbstschädigung“ ist ein großes Thema in unserem Erdzeitalter. T r a u t s c h nennt Mikroplastik als Beispiel. Anders als in der Tragödie kommt es nicht zu einem plötzlichen Umschlag, sondern zu einem allmählichen – was das Überschreiten des Kippunktes, der irreversiblen Veränderung, aber keineswegs ungefährlicher macht. Scham, späte Erkenntnis – T r a u t s c h zieht einen Vergleich zur Anagnorisis – und Ohnmacht sind weitere Verbindungselemente zur Tragik (773): „Im Selbstverhältnis des Menschen im Anthropozän herrscht daher eine Art anthropologische Entfremdungsgefühl vor, denn der Mensch kommt sich, ähnlich wie in der tragischen Erfahrung, als frei und unfrei, mächtig und ohnmächtig, orientiert und orientierungslos zugleich vor. [...] Der Mensch ist sich, wie schon in der Tragödie und der modernen Anthropologie, radikal zum Problem geworden.“ Letztlich kulminiert bei T r a u t s c h – Jahre vor den großen Aktionen der Klimaaktivist*innen – im Epilog alles (788): „Da einerseits Resignation,

Verweilung und Betäubung um sich greifen, wäre eine zeitgemäße Kunst der Tragödie von existentieller Bedeutung, die in der Lage ist, die ungeheuren sozio-ökologischen Schäden darzustellen und zugleich ästhetisch Energien auf ihr Publikum zu übertragen, die erforderlich sind, um durch politische Praxis die Schwelle zu einer umfassenden Tragödie in eine segensreichere Richtung zu verlassen [...].“

Ein umfangreiches „Literaturverzeichnis“ und zwei breit angelegte Register („Personenregister“ und „Sachregister“) beschließen den monumentalen Band – ein wichtiges Buch, das möglichst viele von uns lesen sollten, bevor wir den *point of no return* erreicht haben: Der Epilog wird weit über den Kreis von Philolog*innen und Philosoph*innen hinaus Menschen ansprechen; denn die dort besprochenen Inhalte gehen uns alle an. Zudem ist er auch ohne die Lektüre des großen Restes des Buches von Asmus Trautsch gut verständlich und v.a. eindringlich. Die großangelegte Studie enthält aber so viel Lesens- und Bedenkenswertes, dass ihr viele Leser*innen zu wünschen sind; so manchen wird das Buch auch Lebenshilfe sein, nicht ‚nur‘ gut recherchierte und tief durchdachte Sekundärliteratur – ein absolutes Surplus.

Sonja Schreiner